

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 3 (1862-1863)

Artikel: Der Steincultus in der Schweiz : sprachlich, mythologisch und historisch
Autor: Rochholz, E.L.
Kapitel: Zweiter Abschnitt: Glaubensüberreste aus der Steinzeit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-2514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mutter no. 49, und zugleich den Dürst und sein durstig Heer pg. 177. 390. In den Naturmythen (vgl. dorten das Register) ist von Letzterm noch weiter berichtet. Die scheinbar niederdeutsche Namensform Etelmutter, statt einer zu vermuthenden oberdeutschen Ezzelmutter, ist kein Widerspruch und findet sich wieder in Ettig (hungrig), fressiger Ettiker (*appetitus caninus*). Stalder 1, 117.

Damit wäre der ursprüngliche Name des Pilatusberges in seiner deutschen Namensform wiedergefunden. Auf seinem Berggrat wohnt der Riese Ezzel, der *πολυφάγος* und *edax*. An seinem periodisch laufenden Quell des Durstbrunnens trinkt der trunkene Sturmriese Tüerst, *bibax*, beide als die Verdoppelung eines und desselben leiblichen Bedürfnisses, der Menschenbitte um das tägliche Brot. Von ihnen hatte hier die Vorzeit die Erfüllung aller Wünsche erhofft, ihnen war das Steinorakel des tönenden und bebenden Gnappteines aufgerichtet. Warum aber der Glaube und der Menschenverstand der Vorzeit sich so lange zu diesen Vorstellungen gestimmt und befähigt fühlen konnte, dies wird sich ergeben aus dem nun folgenden Abschnitte vom Meteor- und Regenstein.

Zweiter Abschnitt.

II. Glaubensüberreste aus der Steinzeit.

Der Meteorstein und Strahlstein.

Durchsichtig erscheint die Luft so rein
 Und trägt im Busen Stahl und Stein;
 Entzündet werden sie sich begegnen,
 Da wird's Metall und Steine regnen. *Goethe.*

Das ganze Alterthum besitzt den Steincultus und hat ihn gleicher Massen auf die himmlische Abkunft der Steine gegründet. Der vom Himmel stürzende Meteorstein, der im Gewitter scheinbar niederfahrende Donnerkeil, diese beiden weithin augenfälligen und überwältigenden Naturerscheinungen forderten des Menschen Nachdenken am ersten heraus, und er nennt sie beide nach ihrer sinnlichen Erscheinungsweise übereinstimmend in allen Sprachen Kugel und Keil. Der Name Kugel gilt dem Meteor. Jene kleinen Weltkörper, welche in ungezählten Massen den Weltraum durchfliegen, werden, in unsere Atmosphäre gerathend, nach allen Seiten durch Anziehung zerstört, entzünden sich durch Reibung, erscheinen als Feuerkugeln, die man deshalb auch am Tage sieht, zerplatzen und stürzen

knallend herab, dem Aug' und Ohre des Menschen zum Schrecken und Staunen. Die Januarstürme dieses Jahres 1863, die in ihrer furchtbaren Wuth von den Alpen bis zur Ostsee beobachtet werden konnten, waren besonders reich an solcherlei überraschenden Meteoren. Während man damals z. B. in München bei nächtlichem Donner und Blitz das Elmsfeuer an dem gothischen Bau der Auerkirche in spitzig leckenden Zungen auflodern sah, berichtete man gleichzeitig von jenem 20. Januar Folgendes aus Schwerin: Ueber allen Städten Mecklenburgs entluden sich die Blitze mit plötzlichem Knallen, die ganze Atmosphäre schien mit einem electricen Fluidum überfüllt, „an den Spitzen der Windmühlenflügel erblickte man kugelförmige, leuchtende Körper, die unter starkem Knallen plötzlich zersprangen und das Gebäude in Brand steckten.“ Allg. Augsb. Ztg. 1863, no. 31. Aus solcherlei Erscheinungen nun müssen wir uns erst die volle Naturwahrheit wieder begreiflich machen, die in den alten Gewitter- und Riesensagen ausgesprochen liegt. Dasselbe eben beschriebene Phänomen wird als Solothurner Gebirgs- sage erzählt in den Naturmythen, pg. 58.: Drei Riesenbrüder kegeln. Die Riesen auf dem Weissenstein in Oberhessen besaßen gemeinsam einen Backofen, der mitten im Felde lag, und zum Zeichen, dass einer Holz zum Heizen herbeitragen solle, warfen sie sich gegenseitig Steine zu. Als Zwei zu gleicher Zeit warfen, fuhren die Steine in der Luft zusammen; nun liegen sie im Felde bei Michelbach, auf jedem eine grosse Hand eingedrückt. Die Hünen des Bruns- und Wiltberges zwischen Godelheim und Amelunxen warfen sich grosse Kugeln als Spielbälle zu. Die Wilden Männer im Gasteiner Thale wohnten in einer unzugänglichen Höhle der Klamm, vor welcher Apfelbäume standen; mit den Aepfeln warfen sie scherzhaft nach den vorbeiziehenden Wanderern hinab. Myth. 510. 520. In der Oberpfalz (Schönwerth, Sag. 2, 263) heisst es: Als das Himmelsgewölbe noch ohne Sterne war, warfen die Riesen mit Kugeln hinein und durchlöcherten es; nun sieht man durch diese Löcher das Licht des innern Himmels. Alle diese Sagenzüge spiegeln den Inhalt einer eddischen Mythe ab, in der die Fahrt erzählt ist, welche der Gewittergott Thórr nach Jöttunheim zum Besuche des Riesen Geirröd macht. Letzterer empfängt jenen auf dem Hochsitze in einer Halle, in der nach gewöhnlicher Sitte die Gastfeuer brannten. Daraus ward ein glühender Eisenkeil genommen, mit dem der Wirth seinem Gaste ein Wettspiel anbot. Geirröd warf zuerst, und Thórr mit seinen Eisenhandschuhen fieng den Keil auf. Er schleuderte ihn zurück, vergeblich

barg sich der Riese hinter einer Eisensäule, der Wurf drang hindurch, durchbohrte seinen Leib und flog noch durch die Hauswand in die Erde hinaus. Hiebei fällt, sagt Weinhold (Die Riesen 49) auf die Steinkeile ein mythischer Schimmer, sie sind das Bild des Blitzes, und wenn der norwegische Bauer zwei Gewitter am Gebirge gegen einander stossen sah, erinnerte er sich des Kampfes zwischen Thôrr und Geirröd. Die zertrümmert niedergehende Meteorkugel wird gedacht als Steinkeil, als glühender Eisenkeil, als Kugel und Kegelkugel. Das Geprassel eines in der Nähe einschlagenden Wetters gleicht dem Rasseln eines Haufens herabstürzender Steine. Es entsteht die Vorstellung von kolossalen Blöcken, mit denen im Himmel agirt werde, wie die „rollenden Felsstücke“ in den Kämpfen der Titanen auch schon bei Hesiod eine Hauptrolle spielen. Schwartz, Urspr. d. Mythol. 86. Der Dithmarsche sagt vom rollenden, krachenden Donnerwetter, die Engel werfen mit Steinen, die Engel kegeln (Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pg. 358). Der Schwabe meint, dieses Kegeln beim Donnern geschehe mit Steinen, die, wenn sie an ein Loch kommen, herunterstürzen und auf Erden irgendwo einschlagen; man fürchtet deshalb nicht sowohl den Blitz, als vielmehr den Streich, wie man den Donner nennt. Meier, Schwäb. Sag. pg. 259. In Konrad von Megenbergs Buch der Natur (Augsburg bei Schönsperger 1499) wird gegen diese Meinung geeifert. Blatt E 4 f.: *man vindet leütt, dye wänen das der doner ein stain sey, darumb das oft ein stain herab vellt mit dem doner in grossem wetter. das ist nicht war. wan wäre der doner ein stain, so machet er wunden den leütten vnd den tieren, die er schlecht, als ander vallent stain thuond. das geschicht aber nicht.* In den Niederlanden gilt der Fluch: *by gods heilige steenen! by de godsige steenen!* Wolf, Beitr. 1, 67. Aargauische Volksrede sagt vom Rollen des Donners: Sie füeret Stei d'obe, sie ladet Stei ab, es chroset (ein Wagenrad fährt knirschend und zermalmend — engl. *crushing* — über grobkörniges Kies), der Tüfel muess Stei schleppe. Letztere Phrase erinnert direct an den im Hades zur Strafe steinwälzenden Sisyphus mit dem „entrollenden tückischen Marmor“. Allgemein verbreitet ist die Redensart: Die Engel kegeln, Petrus kegelt; auch sie stammt keineswegs aus einem gröblichen Uebermuth des Volkshumors, vielmehr erinnert eine rakettenartig aus einander stiebende Blitzgarbe wirklich an ein rings im Kreise zugleich umstürzendes Kegelspiel, in das die rollende Kugel hineinschmettert.

In andern Gegenden Deutschlands sieht man die in Heiden-

gräbern gefundenen Steinhämmer und Kelte als ein Produkt des Blitzstrahles an, und statt zu schwören: dass dich der Blitz! spricht man, dass dich der Hammer schlage! Der westfälische Bauer erblickt in einem solchen auf der Hutung gefundenen Donnerkeil den Hammer Gottes, mit welchem der Herr seine Blitznägeln in den Erdboden schlägt. Der Hammer ist aber das eddische Attribut Thórrs, ahd. *hamer* bedeutet harter Stein. Thórrs Zeichen ist das Hammerzeichen. Mit dem Wurf dieses heiligen Geräthes wird das Recht auf Grund und Boden gesetzlich bestimmt. Hammerwurf und Steinwurf berühren sich, auch Steine waren ein Zeichen rechtlicher Uebergabe, ihr symbolisches Werfen bezeugt eine Urkunde von 1085: *guerpire cum lapide*. Bis in neuerer Zeit pflegte in Sachsen der Richter die Gemeinde durch Herumsendung eines Hammers zu berufen, bei Vergantungen geschieht noch jetzt mit einem solchen der gerichtliche Zuschlag. Grimm, RA. 64. 162. 181. Jeder Bauer, der sonst im Frickthaler Dorfe Wittnau in Gemeindegeschäften über Land geschickt wurde, nahm als Ausweis und Laufpass den Waldhammer mit sich, welcher beim Gemeindeamman verwahrt lag. Naturmythen pg. 95. Weil ferner das Gewitter den Wachsthum der Flur befördert, so ist der Flur- und Grenzgott Thórr zugleich der Erntegott, folgerichtig auch der Ehegott. Man legte seinen Donnerhammer der Braut zur Weihe in den Schoss und segnete mit ihm die Leichen ein, jene zur Fruchtbarkeit, diese zur neuen Befruchtung des Erdschosses. Noch pflegt heute hinter dem ländlichen Brautfuder der Schreinermeister einherzugehen, in der Hand festlich den Hammer tragend, und überall noch hört der Aberglaube den Vorboten des Todes an Thüre und Hausladen anpochen, pöpperlen. „*Sub ascia dedicavit*“ ist eine häufige Inschrift römisch-gallischer Grabsteine in den Stromgebieten der Rhone und Loire. Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 373. Bei den Lappen schlug während der Einsegnung des Hochzeitspaares der Vater der Braut mit Stahl und Kieselstein Feuer, und ein solches Feuerzeug wurde auch ihren Todten mitgegeben. Der Feuerfunke im Kiesel sollte die Schöpfung des Dritten, des im Liebesfeuer gezeugten und empfangenen Kindes ausdrücken, zugleich ebenso den Todten Licht geben auf dem Wege in's Schattenreich. Mone, Gesch. d. Heidenth. 1, 38. Ist so der Hammer ein Symbol sittlicher Weihe und geschlechtlicher Keuschheit, so wird er Haus und Gut des Frommen vor Blitz- und Hagelschlag bewahren, ebenso aber alle Blitze auf den Unkeuschen herablocken. Zum Beweise mögen folgende Sätze dienen.

Konrad von Megenberg, Buch der Natur (Augsb. Schönsperger 1499) beschreibt zugleich das Aussehen unserer Kette, wenn er von ihrer Wirkung redet: *Ceraunus heist donerstein vnd vellt zuo stund mit den hymelplitzen. man spricht, an welcher stat der stein sey, do schad kein doner noch plitzen nit. er ist dick vnd gar scharpf an einer seitten.* Im Germanischen Anzeiger 1863 ist von Dr. Hartmann dieser Volksglaube erst neulich naturgeschichtlich näher begründet worden. Die Kette bestehen häufig aus Polierstein, *lapis lydius*, dessen Eigenthümlichkeit ist, in der Wärme und im Feuer zu schwitzen. Umwickelt man einen Polierstein mit Faden und legt ihn in's Feuer, so bewirkt die aus dem Steine dringende Feuchtigkeit, dass der Faden nicht brennt. Darinn sieht der gemeine Mann eine übernatürliche Wirkung und hält daher den Donnerkeil für ein Schutzmittel gegen den Blitz. Denn wie der Stein den Faden gegen das Verbrennen schützt, so wird auch ein Haus, in dem sich ein Donnerstein befindet, nicht vom Blitze beschädigt. Ist daher ein Gewitter im Anzuge, so schwitzt in Folge des Temperaturwechsels der Stein, alsdann pflegt der katholische Landmann eine geweihte Kerze neben ihn auf den Tisch zu stellen. Diesen noch geltenden Brauch meldet bereits Wierus, *De praestigiis Daemonum*, Basil. 1577, 587: *Alii strata mensa in medio cubiculi imponunt inter duas cereas ardentes hanc ceraunium lapidem; is dum sudat, quod ipsis videtur miraculum.* Das Lex. Myth. 961 meldet aus Tellmarchen, dass man daselbst auf einem Gehöfte Meeas zwei solche Donnerbeissel an jedem Donnerstagsabend gewaschen, mit Butter und Fett am Feuer bestrichen und feierlich auf den Hochsitz gestellt habe, in dem Glauben, damit dem Hause und der Flur Gedeihen zu verschaffen. Da nach dem Glauben unserer Sennen der Donner die Milch selbst im Euter der Kuh scheidet, so folgt, dass man das Euter besonders kranker Kühe mit dem Donnersteine bestreicht, im Jura mit einer aus gestossenen Belemniten (Chalützelstein) bereiteten Salbe einschmiert. Man nennt ihn daher Kuhstein. Wagner, *hist. natur. Helvet. Tiguri* 1680, 320.

Einen Franzosen Marbodäus setzt man in's 11. Jahrhundert und schreibt ihm folgende Verse über den Donnerstein zu:

*Qui caste gerit hunc, a fulmine non ferietur,
Nec domus, aut villae, quibus adfuerit lapis ille.*

Den Unkeuschen also wird, diesen Lateinversen gemäss, der Blitz erschlagen, oder wie es Hiob 19, 21 heisst, die Hand Gottes rühren. Scriver, im Seelenschatz 4, 925 erzählt von einem deutschen Edel-

manne, der zur Erntezeit auf dem Felde draussen bei seinem Gesinde war. Als ein Donnerwetter plötzlich einfiel, barg er sich unter den bereits in einzelne Stiegen aufgeschoberten Garben, traf hier eine voraus darunter gekrochene Magd und trieb Unzucht mit ihr. Ein Blitzstrahl tödtete die Dirne und riss ihm Nase und Lippen weg. So hat diesen Gottgezeichneten Scriver selbst noch gesehen.

Unmittelbar an diese Vorstellungen knüpfen sich diejenigen an, die vom Strahlstein gelten. Ein im ganzen Alterthum verbreitet gewesener und jetzt wenigstens noch sprachlich nachklingender Glaube ist, jeder Blitzstrahl gehe in Gestalt eines runden, hohlen Steines sieben Klafter tief in den Boden und komme, alle Jahre je um ein Klafter heraufrückend, wieder an die Oberfläche. Daher, heisst es, rühren alle guten Feuer- und Schleifsteine. Es ist dies in Hesiods Theogonie 722 der eherne Hammer Akmon, der, von Zeus entsendet, zehn Tage vom Himmel zur Erde, und zehn andere, um von dieser zum Tartaros zu fliegen braucht. Es ist ebenso in der Edda Thórrs Hammer, den der Riese Thrymr (*tonitru*) geraubt und acht Rasten tief unter der Erde vergraben hat. Oder es ist der mit dem Schulmeister wettwerfende Teufel in Haltrichs Siebenbürg. Volksmärchen pg. 164. Letzterer schleuderte einen Schmiedehammer in die Luft, der sieben Stunden braucht, bis er wieder zu Boden fällt. Der pffiffige Schulmeister, der den Hammer nicht bewegen kann, nimmt einen Finken und schleudert ihn in die Luft: Dieser Stein, sagt er listig, braucht sieben Tage, bis er zur Erde fällt; willst du so lange warten? Die Donnerkeile (nord. Thórwiggar, schwed. Tordönsvigge) oder Kelte sind mit einem Ohr durchbohrt; die Roll- und Klappersteine sind, wie ihr Name sagt, hohle Steinkugeln mit einem beweglichen Steinchen in ihrem Innern; die Scheibensteinchen haben ein cirkelrundes Loch in ihrer Mitte, das durch Ausfall eines verwitterten Thons oder Drusenganges entsteht; Erforderniss aller dieser Steine ist, dass sie von Natur hohl seien. Da man die Ursache ihrer regelten Durchbohrung in dem durch ihre Röhre fahrenden und in die Erde mündenden Blitze sucht, so nennt man sie Strahl. Auch ihr englischer Name *adderston* deutet auf diese stechende, sie durchschlagende Wolkschlange des Blitzes. Im Jura zeigt man örtliche Klippen am Berggrat her, in die der Blitz zu fahren pflegt, und nennt sie ausschliesslich Strahl; so z. B. im Thalkessel von aargauisch Asp, auf der Burgwand der Urgiss. In Kärnten glaubt man noch heute, dass beim Gewitter kleine Bergkristalle, Dunderstoand'ln, vom Himmel fallen. Ztschr. f. Myth. 3. 29, 11. Am

zahlreichsten vertreten sind solcherlei Steinchen durch die Belemniten. Diese metamorphosirten Reste thierischer Gliedmassen, in Form von Thierstacheln und klauigen Fingern, bedecken im Jura weite Ackerstrecken. Die in ihnen eingeschlossen gewesenen organischen Bestandtheile sind verloren; nichts als die leere, hohle Gelenkröhre des Reptils ist übrig. Schreibt man sie dem Teufel zu, so sind sie Finger und Füße, die der vom Himmel Stürzende sich hrach, und heissen alsdann Teufelsfinger, Teufelskegel (= thierische Losung), Stechehörndli (Hörndlibub = Teufel), Schrättelefüsse. Die Schrättelein sind die in den Schrattenfluhern wohnenden Gewitterzwerge. Auch Krottenstein heissen sie, weil die Gewitterkröte einen geheimnissvollen Stein im Haupte tragen soll; Alpfuss und Trudenfuss, weil sie an die Fussspur der Wetterhexe, an das Stampfen der Trude erinnern sollen. In's Bett gelegt bewahren sie den Schlafenden gegen das Alpdrücken, an krankende Fruchtbäume gehängt, machen sie diese wieder fruchtbar. In den Ställen dienen sie den Rossen gegen das Verfilzen der Mähnen, weil sie das Schrättelein abhalten. In den Barren legt man statt solcher Belemniten, die allzu klein sein würden, zwei bis drei gewöhnliche Flusskiesel, durch die das Futter rein gehalten und die Stallkuh milchreich gemacht werden soll. Man stampft jene ferner zu Mehl, trinkt davon gegen Krämpfe, legt sie als Pflaster verknetet auf Wunden. Der über Feld gehende katholische Bauer trägt sie im Sacke mit sich, an der Stelle „des Geistlichen Schildes“ oder statt irgend einer andern Sammlung von Zaubersegen. Sogar an den Paternosterkranz werden sie gehängt und mit in den Gottesdienst genommen. Ein besonderes Beispiel hievon aus der Gegenwart bietet Birlinger, Schwäb. Sag. no. 307.

Der Regenstein.

Klüftige Felsen und Feldsteine sammeln den Regen oder das Abwasser der Dachtraufen zu kleinen stehenden Pfützen in sich an; nach diesen Wasserhüllen nennt man sie in Schwaben Hollen- und Wollenlöcher (Birlinger, Wörterbüchl. d. Schwäb. Sag. 45. 60), in Norddeutschland Hullen- und Wullenstein (Kuhn, Westfäl. Sag. pg. 1. 145). In Baiern ist aus dem Geschlechte deren von Hülloch jener berühmte Seyfried Schweppermann, der Sieger von Ampfing, hervorgegangen (Bavaria 2, 504. 518). Allenthalben knüpft sich die Sage daran: Frau Huld (Holla) habe auf diesem Frauen-Hollstein um den Verlust ihres nicht wiederkehrenden Gemahls unstillbare Thränen geweint (Wolf, Hess. Sag. no. 12), oder es habe Frau

Holle den Fels gegen den Neubau einer Christenkirche zu schleudern versucht, aber schadlos entglitt derselbe ihrer Hand und trägt von ihren Fingergriffen ein tiefes Loch, worinn zu jeder Zeit Wasser steht, mag es auch noch so lange nicht geregnet haben. Kuhn, Nordd. Sag. 110, Märk. Sag. 138. Die Erzählung geht dabei abwechselnd in's Seelenvolle und in's Triviale über, je nachdem die alte Heidengöttin dabei bescholten oder in ihrer christlichen Umkleidung beehrt sein soll. Gilt es der erstern, so hat sie hier in eifersüchtiger Wuth ihr Wasser gelassen; hat die Erzählung bereits christliche Gestalt und Wendung, so legt man am Ostertage Frühlingsblumen in den Hohlstein oder in das zunächst fließende Wasser (Kuhn, *ibid.*), und so sieht man im Stein bei Rimbach an der Fulda die Lagerstatt, auf welcher Marie ruhte, und das Waschbecken, worin sie ihr Kindlein wusch. Wolf, Beitr. 2, 30. Die beiden Hergottstritte in Schwaben sind zertrümmert worden. Am Rosenstein nämlich war der tiefe Tritt der Ferse zu sehen, die der Heiland hier aufgesetzt, und auf dem eine Viertelstunde entfernten Scheuelberge die Zehen, so dass das Mittelstück des Fusses über das ganze Thal gereicht haben muss. Das in beiden Fusstapfen angesammelte Wasser gebrauchte man zu des Chronisten Crusius Zeit gegen Augenleiden. Auf herzoglichen Befehl wurde 1740 „der abergläubische Tritt“ auf dem Rosenstein gesprengt; später auch jener auf dem Scheuelberge herausgehauen, aber auf dem Heubacher Rathhause noch lange aufbewahrt. Meier, Schwäb. Sag. 161. 162.

Zwei Glaubenssätze des Heidenthums drücken sich dabei deutlicher aus: Der Wurfstein besass regenerzeugende Kraft, und das in seinen Eindrücken angesammelte Regenwasser war zugleich heilkräftig. Deshalb spricht das Rolandslied (ed. W. Grimm) von jenem *nazzen stein*, welcher von den um Roland geweinten Thränen Karls d. Gr. bis heute benetzt bleibt; oder eben dahin sind die unstillbaren Thränen zu deuten, die der Wilde Mann auf dem Felsblock beim Dorfe Gryon um seine geliebte Blanca vergoss (Naturmythen 105). Da der aus der Wolke geschleuderte Donnerkeil nicht ohne Gewitter zur Erde fallen konnte, so knüpft sich an die einzelnen Felsblöcke entweder die Sage, der Teufel, der Gewittergott des Mittelalters, oder die diabolisirte Frau Holle habe sie herabgeworfen; oder da der befruchtende Gewitterregen in Hagel und Ueberschwemmung ausarten kann, so entsteht auch der Glaube, Gedeihen und Verwüstung der Flur sei durch das Schleudern des Steines herbeizuzaubern. Man zog zu Rom den *lapis manalis*, der

vor dem capenischen Thore beim Tempel des Mars lag, bei anhaltender Landesdürre in Procession nach der Stadt. Ein bei Grenoble gelegener Dolmen, der Wunderstein, hatte noch im 17. Jahrhundert eine Art christlichen Dienstes, um bei grosser Trockenheit Regen zu erhalten. Mone, Gesch. d. Heidenth. 2, 361. Zu Köln hatte die hl. Gertrud den kalten Stein aus dem Rhein geholt, der hl. Bischof Severin, der daselbst noch um Regen angefleht wird, hat ihn wieder in den Rhein geworfen. Jene Heilige bringt also trockenes Wetter mittelst des Steines, während dieser Bischof den Stein entfernt und damit zugleich die Landplage der Dürre. Statt des Steines wirft man später das Bildniss des mit ihm wirksam gewesenen Heiligen bei schlechtem Wetter in's Wasser. Beim Misswachs des Weines warfen die Franken das Bild des St. Urban in den Bach, die Baiern bei langem Regen den hl. Leonhard, die Detzemer an der Mosel den hl. Bonifacius in die Hecken, wenn ihnen trotz der Gebete die Bohnen erfroren. Hocker, Deutscher Volksglaube 226. Die zaubernde Pfarrersfrau macht mit einem winzigen Kieselsteinchen Regen und Hagel. Aarg. Sag. no. 402. Die Meinung, der Pilatussee beginne zu stürmen, wenn man einen Stein in ihn wirft, wiederholt sich in dem Satze des Volksglaubens: Kinder, die im Frühlinge mit den Kieseln am Bache spielen, deuten damit schwere Sommergewitter voraus. Schwäbische Kinder machen sich aus Lehm ein tassenförmiges Gefäss, das sie unter dem Rufe „Hagelloch beim Dommisloch!“ auf eine Steinfläche werfen, um damit einen mächtigen Schall entstehen zu lassen. E. Meier, Schwäb. Kinderreime 96. Sie versuchen also mittelst ihrer selbstgemachten Klappersteine den Hagel zu eliciren, den der Berggeist des Pilatus aus seinem schon vorhin erwähnten Tomilisloch entsendet. Solche Steine nennt man im Alemann. Kinderliede pg. 177 und 393 Wetterleich; der Spielreim ertheilt den Rath, dieselben nicht unvorsichtig weiterzuwerfen, sondern sie aus dem Felde mit heimzunehmen und sie auf das Thürgesimse in Verwahrung zu legen:

*Hotterlei, wer het de Stei?
wenn d'ne findst, so träg ne hei!
Wetterleich, wer het de Stei?
träg ne ûf die Sinze hei!*

So lange man mit geweihten Glocken gegen Gewitter läutete, hatte auch der sogenannte Zeitstein noch eigene Geltung, der ehemals an's Glockenseil gebunden war, wie er jetzt als Gewichtstein an der Thurmuhre (mundartl. die Zeit) und im Bauernhause am Strick der Schwarzwälderuhre hängt. Auch dieser Stein war ursprünglich

ein geweihter, zuweilen sogar eine Riesenreliquie. Siegfried, der Drachentödter, hatte den Riesen Starkodd bei Jarnamodir in Holstein bekämpft und ihm einen Zahn ausgeschlagen. Dieser wog sieben Pfund und wurde in Dänemark an einen Glockenstrang gehängt. Nornagest erzählt, dass er den Zahn selbst gesehen und mit sich genommen habe. Russwurm, Nord. Sag. 166. 358.

Wer den Erdmandlstein bei Wohlen behaut, dem reissen die drunter wohnenden Erdmännchen den Kopf ab; wer einen Regenstein sprengt, der bringt Verderben über die ganze Gegend. Temmettau, Preuss. Sag. no. 160, hat dafür eine der Gegenwart angehörende Begebenheit vom Opferstein zu Rombinus. Derselbe lag an der Seite der Memel auf einem Berge, gegenüber der Stadt Ragnit, und war dem lithauischen Donnergott Perkunos geweiht. So lange der Stein stand, wich weder das Glück der Ehen noch der Segen der Felder aus dem Lande. Da kam ein fremder Windmüller und kaufte den Opferstein zu Mühlsteinen an. Nachdem er endlich fremde Arbeiter gefunden hatte, welche die Arbeit wagten, wurden diese über dem Geschäfte alle unglücklich; nun ist seit dem Jahre 1835 auch der Opferberg mit eingestürzt und der Memelstrom frisst das Land.

Diese Erzählung leitet über auf einen Stein unserer eigenen Landschaft, merkwürdig durch seine Gestalt, wie durch seine Sagen.

Im Walde Lint, zwischen Lenzburg und Othmarsingen, liegt ein Felsblock, aus dem man vor etlichen Jahren sämmtlichen Bedarf an Steinen gebrochen hat, der für den städtischen Kanalbau zu Lenzburg nöthig geworden war; gleichwohl ist der Fels noch immer bei 12 Fuss hoch, 15 breit und 20 lang. Ehedem nannte man ihn die Fischbank und hielt ihn für den Mittelpunkt der sagenhaften Heidenstadt Lenz, wo die Marktweiber ihre Fische feilgebotten hätten. Da der Wald ohne alles Gewässer ist, so nennt man den Fels seit neuerer Zeit Römerstein, veranlasst durch jene römischen Militärstationen und Sommerquartiere des benachbarten Waffenplatzes Vindonissa, die mit ihrem Schutt hier ringsum den Boden füllen. Das bewaldete Landstück selbst, auf dem der Stein liegt, heisst Schwarzäcker, der moorige Waldboden ergiebt Aschenschichten, Töpferscherben, Mauerwerk und römische Imperatorenmünzen. Der Fels hat in seiner Grundlage mehrfache Schlupflöcher, die nicht dem Zufall anzugehören scheinen, man kann sie zur Noth bekriechen. Eine Sage über ihn in den Naturmythen pg. 157 berichtet sehr anschaulich von der Volksmeinung, wonach solcherlei Blöcke einst durch Menschenhand zur Stelle gerollt und künstlich in ihre jetzige

Lage gebracht worden seien. Ein Fels des gleichen Namens, *pierre du poisson*, lag vormals neben dem Rathhause zu Porrentruy, auf ihm wurde Recht gesprochen und der Verurtheilte ausgestellt; seinen Namen, sagt A. Quiquerez im Schweiz. Geschichtsanzeiger 1860, 121, hatte der Stein davon bekommen, dass bei ihm an Markttagen die Fischlägel aufgestellt wurden. Man stösst also bei beiden Steinen auf dieselbe Namensklärung, wohl nur deswegen, weil zwischen Wald- und Wassergottheiten, zwischen Wilden Weibern, Waldfeen und Nixen in den Sagen eine feste Verbindung besteht. Als Held Wittich (Witugauuo, Widigoia, der Mann des Waldgaaes) durch Dietrich von Bern verfolgt wird, breitet ihm am Meeresufer seine Ahnfrau Wakhild die Arme rettend entgegen und nimmt ihn auf. Weinhold, Riesen 66. Die Fischsteine beziehen sich demnach auf Nixensagen. Es ist eine bekannte Vorstellung, wie die Nixen in vollständiger Hauswirthschaft leben, aber ihr Bedürfniss an Fleisch bei den Menschen einkaufen müssen. Die Nixe von Trotha wurde dabei einmal von dem Fleischer, vor dessen Laden sie stand, an ihrem nassen Rocksäume erkannt, und während sie mit dem Finger auf das Stück Fleisch hinwies, von dem sie zu kaufen wünschte, hieb er ihr mit dem Beil die Hand ab. Während nachher der Metzger über Land gieng und einem losbrechenden Regenwetter entkommen wollte, musste er zur Strafe in einen geringen Strassengraben stürzen und drinn ertrinken. Sommer, Thüring. Sag. no. 35. Rückert erzählt dasselbe in den Gesamm. Ged. 3, 188 aus eigener Erinnerung vollständiger:

Ein Nixlein hatt' auch Fleisch gewollt,
 Doch fand's in seinem Fluss kein Gold.
 Da nahm's vom Karpfen Schuppen blank,
 Trug sie in's Dorf zu Metzgers Bank,
 Er strich für baare Münz es ein
 Und fand die Schuppen hinterdrein.

Dieser Trug wiederholt sich dreimal, zum vierten Male aber betrachtet der Metzger die Nixe genau, sieht, dass ihr Rocksäum wassernass ist, und während sie die Schuppen auf die Bank wirft und nach dem Fleische langt, haut er ihr die Finger ab. Auf das Geschrei kommen alle Nixen, um das Blut der Schwester wegzuwaschen, waschen um's Haus, bis dies einstürzt, waschen um's ganze Dorf, bis es vom Wasser verschlungen ist. Heute noch steht in böhmisch Brandeis der Glaube an den Wassermann, der dort in der Elbe wohnt und mit Fischen handelt, so fest, dass man fremden Leuten, die Fische dorthin zum Verkaufe bringen, immer

erst auf die Rocktaschen sieht, ob sie trocken sind. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 155.

Der gesalbte Stein.

Warum wohl pflegt man die Marktbutter in Form eines Wetzsteines bei uns zum Verkaufe zu bringen? Handgreiflich freilich deshalb, weil der Stein Sense und Sichel wetzen hilft zum Gras- und Kornschnitt; in Wahrheit aber, weil die Nomaden- und Hirtenzeit den Stein salbte und mit Butter beschmierte zum Opfer für die Gottheiten, denen man den Milch- und Buttergewinn verdankte.

Das classische Alterthum schon zerbrach sich den Kopf über die Frage, in wiefern in Hellas der Steincultus als ältester anzusehen und welche ursprüngliche Idee ihm zu unterlegen sei. Der Altgott Kronos war als ein steinfressender Riese gedacht; jener verschlungene und wieder von ihm gegangene Stein war in der Nähe des delphischen Tempels aufgestellt, „ein Zeichen zu sein und ein Wunder fortan den sterblichen Menschen“. Von diesem Kronos-Mythus äussert Herodot S. 8, 2: Er selbst habe im Beginne seiner Schrift diesen Sagen der Hellenen die grösste Einfältigkeit vorgeworfen; da er aber auf seiner Reise weiter gegen Arkadien gekommen, habe er hier den Gedanken fassen gelernt, es möchten die so weisen Hellenen ihre Sagen nicht geradaus, sondern wohl mittelst räthselhafter Einkleidung zu erzählen gewohnt sein, und nun vermuthete er, dass eben das über Kronos Gesagte wirklich Weisheit enthalte. Herodot vermuthete hier das Richtige, aussprechen konnte er es nicht. Den mit Oel begossenen und mit geweihter Wolle umwundenen Opferstein, wie ein solcher niedergelegt war am delphischen Altare, nannte man Baitylos, ein Name, welcher sprachlich und geschichtlich nach Syrien und Phönicien gehörte. Hier erscheint er als jener Stein Bethel, „das Haus Gottes“, den der Patriarch Jakob errichtet und mit Oel salbt, ein Steinfetisch aus der vormosaïschen Religion: Jakob nahm den Stein, legt ihn hin als Mal und goss Oel darauf. 1. Mose 28, 18. Der Grieche leitete den Namen Bethel, Baitylos fälschlich ab von *βαυτη*, das Bauernkleid aus Ziegenfellen (oberdeutsch der Pfait, Unterkleid), weil jener von Kronos verschlungene Stein listiger Weise mit Wolle und Ziegenfell so umwickelt gewesen sei, dass der Gott ihn habe wieder erbrechen müssen. Allein die Gewitterwolke ist dem Griechen selbst eine feurige Ziege Chimaira, dem Psalmisten ist sie gleichfalls lautere Wolle; vom Meteor- und Regenstein Baitylos also sollte die Fruchtbarkeit des Bodens und die Fette der Heer-

den ausgehen, zum Opfer wurde er daher selbst mit Fett und Oel begossen. So war auch der Stein der Kybele aus Kleinasien mit Zustimmung des pergamenischen Königs Attalus nach Rom gebracht, hier unter dem Namen der grossen Göttermutter in seinen eigenen Tempel gestellt worden, und in dem Jahre, da dies geschah, versichert Plinius N. G. 18, cap. 4, soll die Ernte ergiebiger gewesen sein, als in allen zehn vorhergegangenen zusammen. Dieser Stein zu Rom und jener zu Delphi weisen auf die Nomadenzeit zurück, da die Götter noch steinschleudernde, cyklopische Schafhirten des Gebirges sind. Homers menschenfressender Polyphem, sowie die eddischen Bergriesen und die Wilden Männer der Alpensagen gleichen sich gegenseitig in ihrer ursprünglichen Grausamkeit und Gutmüthigkeit. Die Riesen im Gasteiner Thale stellen den Menschen Butter und Milch vor die Hausthüre; also eben das, was ihnen der Mensch ursprünglich selbst opferte. Eine Gattung Schiefersteine heisst in Norwegen Jyvríking, der Fels (Kling) der Riesin Jyvri, weil sie ihn mit Butter beschmiert und ihre Finger drein gedrückt hat. Der buttergeschmierte Stein wurde aber nicht von der Riesin, sondern für sie bestrichen, und wie das Heidenthum hl. Bilder mit Oel und Fett salbte, so wurde nachmals noch das Herdbild am Tage Pauls Bekehrung, wenn es einen hellen, lieblichen Tag brachte, mit Butter geschmiert, sonst aber vom Backherd gestossen und in's Wasser geworfen. Myth. 513. 524. Fast jedes höher gelegene Berggut in unserm Jura benennt seine paar örtlichen Felsblöcke mit dem wiederkehrenden Namen: Ankeballen, Ankefluh, Ankenkübel, Ankenbälmlí; gewöhnlich mit dem Beisatze, wie einst hier Riese oder Hexe vergeblich gebuttert und im Zorn alles Geráthe nach drei Seiten verschleudert habe: In's Thal hinab den Rührstock, auf die Bergmatte den Deckel, auf die Fluh hinauf den Rührkübel. So erwähnt auch Schönwerth 2, 249. 250 einzelner Felsen im Fichtelgebirge bei Neustadt, auf denen je ein kleinerer als Deckstein ruht, unter dem Namen Des Teufels Butterfass. Nächstverwandt mit solchen Benennungen der Felsblöcke ist der gleichfalls allenthalben wiederkehrende Volksglaube, alles bei ihnen an Scherben und Knochenresten Hervorgegrabene oder Aufgefundene müsse, wie sie selbst, heilbringend wirken. Die irdenen Grabtöpfe in niederdeutschen Hügelgräbern schreibt man den Unterirdischen bei und nennt sie *önnersk pottjüg*, im Saterlande *ólkerpött*, Krug der Unterirdischen. Man gebraucht sie als Melkgeschirr, weil die Milch drinnen fetter rahmt und mehr Butter ergiebt. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. no. 385. In Steiermark gilt das Berühren beschriener

Hausthiere mit solcherlei in „Heidenkogeln“ gefundenen Gefässscherben für heilkräftig. Mittheil. des Steiermärk. histor. Vereins 1861, Heft 10, 267. Im Aargau bringen sie dem Finder unbegreiflich raschen Wohlstand in die Bauernwirthschaft: Aarg. Sag. 2, pg. 248.

Verfolgt man die Vorstellungen vom gesalbten und gefetteten Opferstein, vom versteinerten Butterfass der Riesen, von den versteinerten Broden des Teufels und ähnlichen sagenhaften Mühlsteinen oder Spinnwirteln, die der Satan oder seine Hexe auf dem Felsengrat des Gebirges weggeworfen, so führt ein in ihnen stillliegender landwirthschaftlicher Gedanke über auf des Riesenmähers Wetzstein; der Donnergott wird zum Erntegott, sein Strahlstein zum sichelschärfenden Schleifstein. In Island nennt man jetzt noch eine bestimmte Art von Schleifsteinen Thursaberg, Riesenberg. Maurer, Isländ. Sag. 36. Die Riesen werden also als Heumäher gedacht. Von den uralten herrenlosen Wetzsteinen, die haufenweise unter dem Laub der Hochwaldungen im Jura und im Freiamte gefunden und vom Landvolke begierig aufgekauft werden, berichten die Aarg. Sag. 1, pg. 133. Der Mäher kauft und gebraucht sie als unbezahlbar gute Wetzsteine, Krämer und Aufkäufer feilschen darum mit kaum geringerer Begierde, als wie jene neun Mäherknechte des Bergriesen Baugi thaten. Der wandernde Odhinn hatte sie bei der Mahd getroffen, zog seinen Wetzstein aus dem Gürtel und wetzte ihnen die Sichel. Als nun jeder den Wunderstein einzuhandeln verlangte, warf ihn der Gott in die Luft, und indem sie ihn um die Wette aufzufangen suchten, schnitten sie sich mit den neugeschärften Sichel gegenseitig die Hälse ab. Auch in die Specialgeschichte sind diese Steine übergegangen. In Roeskilde, der dänischen Königsgruft, hieng vormals zunächst dem Grabmal der Königin Margaretha, welche Schweden eroberte, ein drei Ellen langer Wetzstein. Zum Spott, hiess es, habe ihn der Schwedenkönig Albert ihr zugeschickt, statt des Schwertes ihre Nähnadeln dran zu spitzen. Der Stein ward vom König Karl Gustav nach Schweden fortgenommen und dorten in der Domkirche zu Upsala verwahrt. Zedler, Univ.-Lexic. 32, 1235. Gleiches macht sich in der ältern Berner Geschichte geltend. Der Bischof Johann von Vienne, den die Berner durch mehrere Kriegszüge in seinen Sprengel gezüchtigt hatten, erlaubte sich die Drohung, er wolle auf Bern ziehen und dorten den Stadtwald Bremgarten an der Aare niederhauen. Zum Hohne hiengen die Bürger Schleifsteine an verschiedenen Orten im Walde auf, damit des Bischofs Leute

ihre Beile dran schleifen könnten. Bern. Neujahrsbl. 1825, 12. Der Weiberwetzstein hieng zu Kalten-Westheim an der Rhön als Wahrzeichen des Ortes und Niemand durfte an ihm wetzen. That es Einer aus Unkunde oder Muthwillen, so kamen die Weiber herbei, tauchten ihn und liessen ihn nur gegen eine Geldbusse los. Die Weiber hatten dies Privilegium seit dem J. 1463, wo sie zur Ortsvertheidigung mithalfen. Wachsmuth, Gesch. deutsch. Nationalität 1, 166. Das Basler Geschlecht Wettstein, das seit dem Osnabrücker Frieden der Stadt manchen Bürgermeister geliefert hat, benennt sich gleichfalls nach dem Wetzstein. Solcherlei Beziehungen auf rein historische Begebenheiten werden wieder aufgehoben durch die Sagen vom Hahn. Dieses dämonische Feuer- und Gewitterthier trägt nach dem friesischen Volksrättsel (Alemann. Kinderlied pg. 229) in beiden Krallen einen Hammer und einen Schleifstein, die eddischen Attribute Thôrrs. Er hat ferner ebenda no. 379—381 in der linken Kralle einen Schleifstein, einen weissen Stein im Kopfe, verschlingt Mühle und Mühlstein und wird zuletzt mittelst eines auf ihn gestürzten Mühlsteines amtlich hingerichtet. Dies besagt: Mit dem Kornschnitt, der unter Thôrrs Schutze steht, sind auch die sommerlichen Hochgewitter vorbei, die der Hahn mit seinem zunderrothen Kamme bekräht, und das Geschäft des Wettervogels ist zu Ende. Heuhahne und Krähhahne nennt man demgemäss in der Schweiz das Festmahl nach beendigter Heu- und Kornernte, anderwärts ist damit auch noch das Schnitterspiel des Hahnengreifens und Hahnenschlagens verbunden. In Hannover giebt es zu ähnlichem Zwecke dann die Gasterei des Brühahns, in Altbaiern die des Saathahns, und nach der friesischen Bohnenernte bekommen die Schnitter das Mahl des Bohnenhahns. Wachsmuth, Gesch. deutscher Nationalität 2, 106. Bei Mecklenburger Erntebrauch ruft man singend dem Wold und Wouden. Wuotan-Odhinn war nämlich selbst Erntegott, wie nachmals sein Sohn Thunar; als Vater musste er also den Donnerkeil vorausgeschleudert haben; er heisst daher in den Eddaliedern selbst Thundr und wirft den Schlegel, wie Thôrr den Hammer. Myth. 1206.

Die Heilsteine.

Felsen, deren beweglichen Deckstein man zu Heilzwecken erklettert und in deren Eindrücke man kranke Glieder legt, oder Klüfte, durch deren Enge man schlüpft und kriecht, tragen den Namen Heilstein, Helfenstein. Jede Frau wird heil, sagt darüber die Edda, und wäre sie schon ein Jahr krank, die den Hyfjaberg

erklimmt. Der Helfenstein im Fichtelgebirge ist ein gewöhnlicher Granitfels, auf dem ein kleinerer ruht (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 2, 244). Aus dem Namen Helfholz in Westfalen ist später ein St. Hülpe und St. Gehelfe gemacht worden. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, pg. 21. Auf dem Wege vereinzelter Namensumwandlungen solcher Art suchte die Kirche den deutschen Paganismus allmählich zurückzudrängen und seine Superstitionen durch eine ihm unterlegte christliche Beziehung zu mildern. Wollte ein solcher Versuch im Einzelnen nicht fruchten, so musste freilich der örtliche Heidenbrauch gänzlich verboten und als Teufelsdienst verdammt werden. Hierinn liegt mit ein Grund, dass der Name Heilstein seltener, der Name Teufelsstein um so häufiger geworden ist. Ein Vorsprung des Teufelsfelsens an der baierischen Donau heisst Teufelskanzeln, und gerade bei dieser hat sich der eingreifende Zug erhalten, dass man ihr heilkräftige Wirkung beimass. Wer mit Kreuzweh oder einem Bruch behaftet war, wurde gesund, wenn er durch das Loch dieses Felsens schlof oder sich hindurchziehen liess. Dies nannte man bögeln (durch den Steinbogen gehen), und jetzt noch pflegt man zu solcherlei Patienten scherzhaft zu sagen: Lass dich bögeln! Panzer, Baier. Sag. 2, 428.

Ich beginne mit denjenigen wildliegenden Felsblöcken der Schweiz, die man noch als Heilsteine wirklich kennt, um mit denen zu schliessen, an die sich ein kirchlich-religiöser Glaube bis auf die Neuzeit geknüpft hat.

Die Höhle bei Corneaux im Neuenburger Jura, unfern der Berner Grenze gelegen, ist eine Felsengrotte, in deren Oeffnung eine Steinbank liegt, im Hintergrunde derselben aber ein isolirter Felsblock aufragt in Form eines den Arm ausstreckenden Mannes. Vielerlei um die Bildsäule herumliegende Rollsteine nennt man Krüge und Vasen, als ob man mit ihnen das Wasser der mineralischen Quelle zu schöpfen hätte, die nebenan aus der Wand rieselt. Die Bildsäule ist der versteinerte Zauberer, der von hier aus die Mönche der Abtei von Landeron verfolgte, sie in seine Höhle schleppte und zerstückelte, schliesslich aber von dem Basler Bischof mittelst des Leibrockes erschlagen und mit Allem in Stein verwandelt wurde. Um die Höhle hierauf von Mord und Blut zu reinigen, schlug der Bischof an die Felsenwand, und ein kleiner Heilquell sprudelt seitdem hervor. Davon heisst der Ort die Höhle der Genesung, *caverne de la guerison*, sonst auch *caverne du sorcier*. Brustleidende giengen ehemals hieher, spuckten dreimal gegen die Bildsäule und nahmen im Quell ein Fussbad. Heute

noch holt sich der an Rheumatismen Leidende einen jener krugähnlichen Steine, wärmt ihn und legt ihn zu sich in's Bett. Man zerstösst ihn auch und giebt ihn im Wasser jener Quelle kranken Stallthieren zu trinken.

Der *Pierre percée* liegt auf einem Hügel zwischen Pruntrut und Courgenay im bernischen Jura. Der aufrechtstehende Fels hat 10 Fuss Höhe und 5 Breite und ist künstlich in einen andern Stein eingelassen, der wagrecht unter dem Boden liegt. Schon im vorigen Jahrhundert ist diese künstliche Grundlage durch den Gelehrten Dunod ermittelt worden. In der Mitte hat der Fels eine Oeffnung von 15 Zoll Durchmesser, die ihm den Namen des durchbohrten Steines gegeben hat. Durch dieselbe pflegen die Umwohnenden theils den Kopf zu stecken, um von Kopf- und Zahnweh befreit zu werden, theils neugeborene Kinder zu schieben, in dem Glauben, dass denselben dann ihr Leben lang kein Leid widerfahre. Bis auf die jüngste Zeit hatte neben diesem Fels eine Linde gestanden, die hier den ausgedehntesten Gerichtssitz des Elsgaues (pagus Elsgaugiensis) bezeichnete und unter der schon seit dem 13. Jahrhundert geurkundet worden war. Die antiquarischen Untersuchungen der Jurassier beschäftigen sich besonders gerne mit der Nachweisung einzelner in Cäsars gallischem Kriege genannten Localitäten, und so hat Abbé Sérasset in seinem zweibändigen Werke über den französischen Jura den Stein als diejenige Stelle beschrieben, an welcher Cäsar und Ariovist ihre Verhandlung vor der Schlacht (lib. 1, cap. 43) abgehalten hätten. Die Sage fügt bei, beide Feldherren hätten damals durch das Loch des Felsens sich die Hand geboten; diese Tradition hat in so ferne Sinn, als man unumstössliche Beweise besitzt, dass solcherlei Menhirs in der Schweiz noch zur Zeit der römischen Herrschaft errichtet worden sind. Vgl. Ferd. Kellers Pfahlbauten, dritter Bericht 1860, VIII.

Hinter dem Chor der Wallfahrtskirche zu Beinwyl im Freiamte ist im Kirchenboden eine Oeffnung, die in die Gruft des hier bestatteten hl. Burkhard hinabmündet. Die Presthaften wallfahrten hieher und hängen ihre erkrankten Glieder zur Heilung in diese Oeffnung des Bodens. Unten in der Gruft entspringt der Burkhardsbrunnen, dessen Wasser gegen Fieber getrunken wird. Von dieser Wallfahrt handeln: 1. Der Selige Priester Burchard, gewesener Pfarrherr zu Beinwyl. Gedruckt Zug bey Hiltensperger 1743; 2. Inscriptio ad sepulchrum D. Burchardi in Beinwil. Tugii, typis Schell 1734. Diesen zwei Flieg. Blättern sind beigegeben ein Lateingedicht und ein deutsches Fahrtlied, letzteres anfangend: Im

Freyen Amt zu Langenmatt | Burchardus war geboren. Das Lied erwähnt, dass man durch den in der Gruft offen gelegenen Steinsarg hindurchkroch:

Da schlieffen durch das hohle Grab
die sich kaum können regen.

Dieselbe Angabe wiederholt sich in den Lateinreimen:

<i>Juxta tumulum stat tumba,</i>	<i>Prope est videre locum</i>
<i>concaua e saxis structa,</i>	<i>in terram rotunde fossam,</i>
<i>per quam ægri quando reptant</i>	<i>quo, qui pedes claudos infert,</i>
<i>miram opem inde portant.</i>	<i>saepe gressum rectum refert.</i>

*Extra templum fons videtur
et in pretio habetur,
qui Burchardi dicitur,
unde Salus bibitur.*

So ist auch der Angelsachsen Grab zu Sarmenstorf, worin diese drei Landschaftsheiligen ursprünglich bestattet waren, ein Gewölbe von 7 Fuss Länge und 4 Breite, in das eine Steintreppe hinabführt. Gegen Kopfleiden lässt man den Deckstein wegheben, steigt hinab und betet drinnen. Der Steinsarg selbst, in dem die Heiligen gelegen haben sollen, befindet sich nicht mehr in jenem Gruftgewölbe, sondern wurde in die Wendelinskapelle versetzt. Das ehemalige öffentliche Bad der Stadt Baden war nach der hl. Verena, deren Bildniss dorten aufgestellt stand, Verenabad genannt. In dem Steinboden des offenen Bassins stand ein Loch offen, das Verenaloch, durch welches der Sprudel der heissen Quelle unmittelbar aufsteigt. Das Badhaus wurde später abgetragen und der Sprudel sammt dem hohlen Steine kapellenartig eingebaut. Damit ist folgende Sitte mit verschwunden, deren allgemeine Giltigkeit noch aus unserm Jahrhundert bezeugt ist. Diejenige Ehefrau nämlich, die sich nach einem Erben sehnte, liess sich hier des Nachts ungesehen Zutritt verschaffen, senkte ein Bein in die Höhlung hinab und glaubte nun an die Erfüllung ihrer Wünsche. So ist auch bei der Quelle Groosbeck zu Spaa ein Fusstritt ausgehauen, in den sich zu gleichem Zwecke unfruchtbare Frauen hinstellen unter Anrufung des hl. Remaclus. Wolf, Ndl. Sag. 227. Alle Freitage im Mai bringen die Mütter ihre Kinder an's St. Gallengrab in der Pfarrkirche des solothurn. Dorfes Wangen (bei Olten) und stellen sie in das dortige offene Steingrab. Strohmeier, Kant. Solothurn 266. In der Pfarrkirche von schwyzerisch Wolterau heisst ein Grabgewölbe Unser L. Frauen End; hier hinein treten die Mütter neunmal, ihr erkranktes Kind auf dem Arme.

Bei Allawinden, Kant. Zug, steht neben einer Kapelle ein Nagelfluhstück von der Höhe eines gewöhnlichen Gemarkungssteines. In seiner obern schiefen Fläche trägt er eine glatte, knieförmige Ausbuchtung, die bloss durch das Anreiben erkrankter Gliedmassen so glatt und tief geworden sein soll. Bei Einsiedeln am Berge St. Jost liegt ein grosser Feldstein, durch dessen Mitte eine Rinne geht: Zieht hier der Wallfahrer seinen Schuh durch, so ermüdet er nicht, wenn er alle Stationen des Jostberges zusammen besteigt. Linddinner, Index memorabil. helvet. 1684. Gleiches erzählt man beim Kloster Ihlefeld im Harz vom Nadelöhr: Alle Knechte, die hier vorbei zum ersten Male in die Harzwaldungen fahren, müssen dreimal diesen durchbrochenen Felsen durchkriechen und werden dabei von den Mitgesellen mit der Peitsche gezeiselt. Harrys, Ndsächs. Sag. 2, no. 37.

Einige verwandte Fälle aus den benachbarten oberdeutschen Landschaften mögen schliesslich dazu dienen, die eben angeführten Beispiele noch gewichtiger erscheinen zu lassen.

Bei schwäbisch Immenried liegt im sog. Windhang ein Stein mit der eingedrückten Fussspur des hl. Ratper. Die Vorbeigehenden setzen ihren Fuss in diese Höhlung in dem Glauben, man könne dann nicht müde werden. Die gleiche Meinung gilt von dem Steine im Kirchlein zu Rethsee. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, no. 635. Wer durch das Loch des Steinaltars der hl. Corona in Koppenwal schlüpft, bleibt in der Ernte frei von Kreuzweh; wer durch den Stein der Wolfgangskapelle in österreich. Falkenstein schlüpft, hat eine glückliche Entbindung. Panzer, Baier. Sag. 2, 84. 431. Das Steindenkmal des hl. Nonnosius in der Krypta des Freisinger Doms wird ebenfalls gegen Kreuzweh durchkrochen; auf den daneben stehenden Petersstein legen die Landleute ihre mit Frais behafteten Kinder, ein Heilversuch, der, wie sie glauben, nur auf Leben und Tod geht. In der Geschichte Freisingens von Meichelbeck heisst es darüber: „Von alten Zeiten her waren im Dome die Leute durch einen Bogen geschlossen, wenn sie Rückenschmerzen hatten.“ Die Obrigkeit hatte 1708 den Stein aus der Kirche brechen lassen (Bavaria 1860 I. Erste Hälfte, 465), allein nach Panzers Baier. Sag. (2, 432) dauerte im J. 1855 derselbe Brauch noch fort, da es daselbst heisst: Es vergeht beinahe kein Tag, wo nicht Leute sowohl bei der Nonnosius-Tumba als auch beim Petersstein Heilung suchen. — Wohl das sprechendste Ueberbleibsel aus der Reihe dieser Heilfelsen ist die Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Inn bei Salzburg. Nachdem man vorher

beim Passiren der mehrfachen Wallfahrtsstationen bereits durch verschiedene Felsklüfte herkömmlich geschlüpft ist, gelangt man zu der ganz in Fels gehauenen Kirche und kann abermals nur in gebückter Stellung durch einen Felsengang in's Innere hinein. Dieser Eingang, heisst es, hat die Eigenschaft, dass von ihm jeder Durchkriechende, sei er gross oder klein, gedrückt wird. Nach verrichtetem Gebete, wobei man den Altar knieend dreimal umrutscht, kauft man sich eine Anzahl kleiner geweihter Metalläxte, die in der Kirche selbst feilgehalten werden; die einen davon wirft man opfernd sogleich hinter ein Kapellengitter, und zwar so zahlreich, dass sie sich hier zu blitzenden Haufen anthürmen, die andern hängt man an den Rosenkranz, zum Andenken an den axtschleudernden Wolfgang. Denn drei Viertel Stunden von hier entfernt hatte der Heilige sein Beil in die Lüfte fortgeschleudert und dabei solche Gewalt gebraucht, dass sich am Standplatze seine Füsse in Stein gedrückt haben; hier, hinter dem Berge, wo er das Beil am Ufer des Inn wieder liegen fand, glaubte er auch die Stelle gefunden, wo Gott eine Kirche haben wolle. Wer an Hau- oder Stichwunden leidet, verlobt sich hieher, und wenn er den Ort wieder verlässt, ruft er in einiger Entfernung: Heiliger Wolfgang, darf ich auf's Jahr wiederkommen? Dann giebt es zur Antwort: Ja! ja! ja! So glauben es hauptsächlich die Alten; die Neuen meinen, es sei das Echo (Panzer, Baier. Sag. 2, 569). Hier klingt fast der ganze Thôrcultus noch vereint nach, den Sage und Legende nur trümmerweise zu geben vermag, St. Wolfgang erscheint hier nach allen Seiten als der Stellvertreter des Gottes, der mittelst des Hammerwurfes die Grenzen bestimmt; der den Winterhimmel und die Eisdecke des Gebirgsflusses spaltet; dessen Hain ebenso viele Altäre und Heilsteine hat, als er selbst hier Hand- und Fusspuren zurückgelassen; dessen Waldfelsen mit Orakelstimme reden. Von manchen andern miraculösen Steinen ist nichts mehr als die Erinnerung übrig, dass sie ihre wunderthätige Kraft durch den gröblichen Missbrauch verloren haben, den die Habsucht mit ihnen trieb. Alle Kranken genasen, heisst es, die durch das Loch in der Mauer der Stappenberger Kirche krochen; als man aber ebenso krankes Vieh hindurchkriechen liess, hörte das Wunder auf und man mauerte das Loch zu. Kuhn, Nordd. Sag. no. 148. Hier stirbt der Brauch am entweihenden Missbrauch, wie das Heidenthum an seinem eigenen rohen Geize. In dem nachfolgenden Beispiele aber zeigt sich, dass die geistige Verlassenheit auch des heutigen Christenmenschen zuweilen jene vergessenen

Hilfsmittel des Heidenthums wieder entdeckt, um sich mit ihnen magisch zu schirmen oder den mangelnden Geistestrost vorzuzaubern. Es berichten nämlich die Verhandlungen der Ehstnischen Gesellschaft (Dorpat 1840, Heft 1) folgende Thatsache aus den Ostseeprovinzen: Als dorten zu Anfang der Dreissiger Jahre die lutherischen Prediger aus ihren Gemeinden anhaltend durch die russischen Popen verdrängt wurden, entstand bei dem vernachlässigten Landvolke unter der Hand ein neues Heidenthum. Die Bauern mieden gemeindeweise jahrelang den ihnen fremden russischen Gottesdienst; dafür aber schlüpfen sie dann an Sonntagen auf der Hutung durch zerklüftete Weidenbäume.

Kirchliche Steinalterthümer.

Die Legenden und Sagen von versteinerten Broden hat Wolf, Beitr. 2, 37 vorübergehend in Berücksichtigung genommen; sie sind nicht bloß zahllos, sondern vielfach von hohem Alter. Man hat solche Wunderbrode aufbewahrt in der Peterskirche zu Rom, in der Marienkirche zu Danzig, in dem Archiv der Kirche zu Dockum, im Kloster Oliva, im Kloster zu Muri und an vielen andern Orten. Sie gelten als Zeugnisse der Strafe, die von den umwandernden und bei Menschen Einkehr nehmenden Göttern verhängt wird gegen Hartherzige. Allerwärts sind ferner die Sagen vorhanden von Felsen, die ein Riese oder Teufel fehlgeworfen und mit den eingepprägten Fingern liegen gelassen hat. Es hat Grimm einige derselben in seiner Mythologie 512 ausgehoben, um an ihnen den Ton aller übrigen zu bestimmen; sodann hat Wolf in den Beiträgen 2, pg. 21—36 noch andere derselben gesammelt und daran den Nachweis gegeben, dass unter der Hülle des Riesen, Teufels, Helden oder Heiligen, welcher die Macht hatte, den Felsen zu schleudern, Hand- und Fussspur ihm einzuprägen, ihn zu erweichen oder zu durchbohren — zugleich der höchste Machtgott des Heidenthums, oft Odhinn selbst oder dessen Sohn verborgen sei. Wir wünschen nun weder diese Beweisführungen weiter aufzunehmen, noch fernere Beispiele hierüber anzuschliessen, wohl eingedenk jenes Erfahrungssatzes, der von solcherlei Stoffanhäufung sagt: Je grösser der Vorrath an Gleichnamigem, um so gewisser die Ermüdung des Lesers und um so geringer seine Erkenntlichkeit. Nur etliche jener unserm Alpenlande ursprünglich zugehörenden Heiligen sind zu betrachten mit ihrer Berge versetzenden und Felswände spaltenden Geistesmacht, dagegen sind die der Christenheit allgemein bekannten zu übergehen. Nicht be

sprochen werden daher der Drachentödter Michael, der reisige Martinus, der Protomartyr Stephanus, die den Schwert- oder Kreuzestod erleidenden Johann Bapt., Petrus und Paulus, sammt den thebäischen Legionären, von denen bereits Notker sang, sie seien die Krieger des Herrn, die mit dem Glaubensschwerte der Wuth der römischen Heidenwelt siegreich trotzten. Näher liegen hier für persönliche Erfahrung und Anschauung die Heiligen Remigius (Romed), Beatus, Magnus, Petronella. Um auf die letztgenannte Heilige zu gelangen, ist zu beginnen mit demjenigen Apostel und Heiligen, dessen Name Fels heisst, mit Petrus. Ihm ist aufgetragen, auf Erden Bauten zu gründen, unerschütterlicher und fester als die Pforten der Hölle; im Himmel aber hat er nach altverbürgtem Volksglauben die Meteor- und Regensteine zu rollen, dass die Wolken erbeben, sich öffnen und den Regen fallen lassen. Wenn es donnert und blitzt, sagt man, Petrus wirft goldene Kegel. In der Uckermark sagt man ebenso bei allzu langem Regenwetter: Gott ist wieder einmal nicht zu Hause, sondern Petrus ist am Regieren. Kuhn, Nordd. Sag., Abgl. 415. Nach Kuhns Märk. Sag. 455. 524 ist Petrus der Soldaten Feind und verfolgt sie auf den Märschen durch Regenwetter. Vgl. Ztschr. f. Myth. 1, 82. Ein baierisches Regiment war 1815 beim Einmarsche nach Frankreich mürrisch geworden über das lange Regenwetter und hielt den hl. Petrus für den Urheber desselben. In Ermangelung seiner nahmen sie ein Nepomuksbild von der nächsten Brücke, banden es einem der Kameraden auf den Rücken und liessen es Spiessruthen laufen. Panzer, Baier. Sag. 2, no. 30. Hört es endlich auf zu regnen, so sagt unser alemann. Kinderlied:

Petrus wirft seinen Schlüssel über den Rhein:

Morgen soll's gut Wetter sein!

Petrus hat also dann das Zickzack seiner Blitzbündel verschleudert, wie die Riesin ihre Spindel, die Burgfrau ihren goldenen Zwirnknäuel, die Weisse Frau ihren Schlüsselbund, Thôrr seinen Hammer, Apoll seinen Pfeil. Als Felsengott den Schlüssel, der den Wolkenhimmel öffnet, in der Hand führend, steht Petrus jetzo auf jenem Nagelfluhfelsen in der Wendelinskapelle zu Sarmenstorf, an dem dorten die drei Angelsachsen erschlagen wurden; gleichwie er neben dem Nonnosiusgrab im Freisinger Münster auf seinem eigenen Heilstein steht (vgl. den Abschnitt: Heilsteine).

Für des Petrus Tochter galt die hl. Petronella noch im J. 1497 zu Rom, als dorten der Ritter Arnold Harff von Köln ihre Kapelle besuchte. Harffs Pilgerfahrt, 1860 herausgegeben von E. v. Grooten.

Entweder war des Apostels eheloser Stand damals noch nicht zu Rom decretirt, oder der kölnische Ritter hatte des Apostels Schwester für dessen Frau angesehen. In der Schweiz ist Petronella's Verehrung nahezu gleich alt mit dem Christenthum. U. Campell in seiner Rhätischen Geschichte erwähnt einer Steininschrift im Chor der Kirche von Katzis im Domleschger Thale; in ihr weihet Victor I., aus der rhätischen Dynastenfamilie der Victoriden, diese neugebaute Kirche der hl. Petronella: *S. Petronella, filia Petri*. Gelpke, Schweiz. Kirchengesch. 2, 463. Dieser hier kirchenstiftende rhätische Victor I. ist der Urgrossvater jenes Churer Bischofs Tello, dessen Testament vom J. 766 auf uns gekommen ist. Jenes Frauenklösterlein auf der Insel Ufnau im Zürcher See, das mit unter die Stiftungen des irischen Sendboten Fridolin gehört, ist der hl. Petronella geweiht. Zürich. Antiqu. Mittheil. 1843, 13. So ist auch ihr Cult im innersten Alpengebirge frühzeitig verbreitet. Eine Glocke im Thurme zu Grindelwald trägt die Inschrift *O. S. Petronella pro nobis. 1044*; sie soll zuerst in jener Kapelle gehangen haben, die der Sage nach bis 1570 im Thale zwischen dem Viescherhorn und dem Eiger stand, dorten wo jetzt der untere Grindelwaldgletscher ruht. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 235. Scheuchzer, Itiner. Alpin. II, 287. Petronella's Grab zeigte man in der Dompeterkirche bei Molsheim im Elsass. Stöber, Sag. no. 163. Ihre im Kanton Tessin sehr zahlreichen Kapellen stehen meistens in den hintersten Schneeklüften des Gebirges; Francini's Tessinische Ortsbeschreib. zählt diese Kirchlein der Reihe nach auf. Aus diesen Anführungen lässt sich folgern, dass der Petronellencultus in der Schweiz über die Zeiten zurückreicht, in die man katholischer Seits die drei kirchengeschichtlichen Petronellen versetzt: eine sicilische *à Vella*, eine *de Chemille*, † 1000, und eine von Florenz, † 1530. Hiefür steht uns noch ein besonderer Beweis zu Gebot. Die *Acta* der Klosterstiftung von Muri sind daselbst im 13. Jahrhundert geschrieben worden. In dem Reliquienverzeichnisse dieser Handschrift fällt es auf; dass unter den zu Muri in der Leutkirche und in der Klosterkirche höchst zahlreich aufbewahrten Heiligthümern fast nichts als Steine aufgezählt werden, und zwar um so zahlreicher, je dunkler deren Abkunft und Zweck zu Muri selbst damals schon gewesen war. Neben manchen Stücken solcher Art, die ihres hohen Alters wegen in jenem Verzeichnisse als schon wieder vergessen oder verloren angegeben sind, werden sodann auch Reliquien von solchen Heiligen mit genannt, deren Wunderthaten besonders in's Steinreich fallen. Unter den mehrfachen Reliquien, welche man damals zu Muri schon wieder

verloren oder vergessen hatte, zählt diese Handschrift folgende her: In einem der Altäre der Leutkirche zu Muri, die bereits vor Erbauung des Klosters (1027) bestanden hat, lagen die Reliquien der hl. Petronella verwahrt, und man wusste bereits damals nicht mehr sicher, wie dieselben nach Muri gekommen seien, man schrieb sie der Freigebigkeit einer unbekanntenen Matrone Cilia zu. Ferner bewahrte man daselbst auch Stücke sowohl vom Felsen, auf dem die Heiligen Felix und Regula zu Glarus gewohnt, wie auch von demjenigen, auf welchem sie zu Zürich enthauptet worden. Ebenso lag daselbst ein Gestein von der Fussspur des hl. Magnus, welche man im Gebirge um baierisch Füssen örtlich den Mangstritt nennt, weil hier St. Mang die geschlossenen Bergwände mit einem Fussritte durchstiess. Nicht minder mangelte es hier an Reliquien vom hl. Martinus, zu dessen Ehren die Basilica Muri's im J. 1060 feierlich eingeweiht worden war, weil dieser berühmte Bischof einst auf seiner Reise aus Italien hier durchgezogen sein und sogar im benachbarten Windisch gepredigt haben soll. Diesem schwertführenden und berittenen Heiligen werden in den Hochalpen die beiden Martinslöcher zugeschrieben. Der Flimsenberg scheidet Bünden und Glarus. In seinem südlichen Gipfel, dem Schindelnberg, öffnet sich ein runddurchbrochenes Loch, durch welches im Frühling und im Herbst die Sonne wie durch ein Rohr scheint. Die Glarner nennen es das Martinsloch, und das Dorf Elm betrachtet jährlich vom 11. bis 13. März und am St. Michaelstage durch dasselbe die Sonne. Fäsi, Schweiz. Erdbeschreib. 4, 103. Dies ist das eine Martinsloch; das andere hat der Eigerberg im Berner Oberlande. Die Sonne durchscheint es am 17. und 18. Januar, sodann am 25. und 26. November wie ein grosses Feuer. Martinus hat dasselbe mit Fuss und Stab durchgestossen; wo er auf der gegenüberstehenden Seite des Mettenberges den Rücken zum Stoss anstemmte und in's Gebirge einpresste, da liegt der Martinsdruck mit den zwei benachbarten Heidenlöchern. Jahn, Kanton Bern 328. Aehnliche Martinuseindrücke reichen bis in die Niederlande; vgl. Wolf, DMS. no. 300. In der welschen Schweiz werden solche Stärkeproben dem hl. Remigius beigelegt, der Romerio und Romedo genannt wird; *far un salto di S. Romedo* ist im italienisch Bünden die Redensart, die einen Riesensprung bezeichnet. Von der Motta aus, unterhalb Selvapiana im Pusclav gelegen, wo noch jetzt Remigius Fussspuren in einer Steinplatte gezeigt werden, sprang einst der von den Heiden verfolgte Heilige bis oben in die Felsen des Gebirges hinauf, die nun wie er San Romerio heissen. Hier oben

ist eine Höhle, man sieht in ihrem Fels, wo er zum Gebet hinkniete und wo er seinen Hirtenstab hinsteckte; alles Unreine wird aus ihr hinausgeblasen. Leonhardi, das Poschiavinothal, 1859, pg. 100.

Unter jenen Steinreliquien, welche man in der Leutkirche und in der Klosterkirche zu Muri einst bewahrte, zählen die Gründungsacta noch folgende aus des Heilands Erdenleben herstammende Stücke auf: Vom Fels, wo Christus geboren worden; vom Stein, da er sprach, weiche Satanas. Vom Stein, auf dem Johannes enthauptet worden. Vom Stein, worauf des Heilands Füße ruhten; von der Säule, da er die Ohrfeige bekam; von der Martersäule und dem Felsengrab Christi; vom Fels mit den Fusspuren der Himmelfahrt. Steine vom Berge Sinai, und Ueberbleibsel von den Steintafeln Moses. Stücke vom Steingrab Mariens. Steine, mit denen der hl. Stephanus getödtet worden. Steine vom Grabmal des Lazarus. Ein Stein aus dem Jordan, worauf Christus während seiner Taufe stand (diesen Stein hatte die Frau Judentha von Herznach im Frickthale dem Kloster geschenkt). Einen der Steine, die Satanas dem Heiland dargeboten, dass er sie in Brode verwandle.

Endlich ist noch eines besondern Bildsteines gedacht, auf dem Christi Gestalt und Antlitz eingedrückt gewesen sein muss, da die Chronik denselben unter der Phrase anführt: *de petra similitudinis ejus (sc. Christi)*. Die Nachricht von dieser Art Reliquie lässt weit zurückblicken in jene Riesensagen, die sich meist an des Heilands Wunderthaten angeschlossen hatten und ihrer Würdelosigkeit wegen frühzeitig wieder verdrängt worden sind. Es stehen daher zur Vergleichung obiger Angabe nur wenige kirchliche Beispiele zu Gebote. In der Wallfahrtskirche zu Einsiedeln ist ein über das Gestein geheftetes Silberblech mit fünf Löchern zu sehen; Christus hat diese hier eigenhändig eingedrückt. Landsee, Enchiridion Helvet. 103. Deutlicher lautet eine Nachricht in Bechsteins D. Sagb. no. 695: Der Herrgottstein, ein Fels zwischen Selb und Thierstein liegend, nahe der Eger, ist also gestaltet, dass sich ein Mann in dessen Austiefungen gleichwie in eine Form legen kann, alle Gliederformen sind in den schönsten Verhältnissen darin zu sehen. Christus hat auf diesem Stein ausgeruht und ihm die Gestalt seines hl. Leibes eingedrückt. Nur über Riesen oder Heilige von riesenhaften Thaten, nie aber vom Heiland, gelten sonst solcherlei Legenden. Der böhmische Ritter Leo von Rozmital berichtet aus seiner 1465 gemachten Pilgerreise (herausgegeben von Schmeller) pg. 178, in Spanien den Stein gesehen zu haben, worauf St. Jakob ruhte und schwamm: „Do sieht man heutstags innen sein fusstritt.

do im sein haubt und leib gelegen ist, hat er in den stein ein wun gedruckt als in ein wachs.“ (Wunne ist die in's Eis gehauene Oeffnung.) Am Wege von Klausen nach Säben im Tirol liegt ein Fels, auf dem der hl. Kassian rastend die ganze Länge seines Leibes eingedrückt hat; deutlich sieht man, wo der Ellenbogen sich stützte. Zingerle, Tirol. S.-M. no. 752. So prägt Herakles (bei Herodot 4, 82), beim Flusse Thyre in Scythien gelagert, am Fels seinen Körper ab; ebenso Starcather (bei Saxo Gramm. 111), am Felsen sich anlehnend. Die Veronikalegende lässt mittelst des Schweisstuches Christi Antlitz sich abdrücken; dem Glauben des Nordländers war es nicht um diese feinere Wendung zu thun, er begehrte das Geglaubte in ganzer Leiblichkeit vor sich zu sehen und mindestens des Heilands Hand und Fuss körperlich sichtbar zu verehren. Beide sind ihm daher seit dem Anfang des Buchdruckes bis heute jedes Jahr in neuer Abbildung in's Haus gegeben worden. Seitdem nämlich der Buchdrucker Froschauer aus schwäbisch Rotweil nach Zürich einwanderte und mit seinen dorthin mitgebrachten Holzstöcken die ersten Kalender daselbst druckte, sind dieselben und ihre kleinen Holzschnitte von der nachfolgenden Zeit fort und fort copirt worden, bis diese Bauernkalender vor der Concurrenz unserer heutigen Volks- und Bilderkalender verschwinden mussten. Blunschi's Zuger Kalender vom J. 1823 ist noch solch ursprünglicher Art, er bezeichnet die Namen der Wochentage durch Keile, die der Feiertage durch Holzschnitte von Centimegrösse; ein gleicher Tiroler Bauernkalender erscheint noch jetzt bei Felician Rauch in Innsbruck, und Johann V. Zingerle berichtet über ihn in seinen Tirol. Sitten und Bräuchen. In Beiden ist eine Art Rück-erinnerung übrig geblieben an jene eben genannten steinernen Reliquien. Verzeichnen sie z. B. das Fest der Auffahrt, so stellt der Holzschnitt am obern Bildrande ein Paar Füsse des Emporschwebenden, am untern deren zurückgelassene Eindrücke dar. Dies ist der letzte Rest jener zu Muri mit aufbewahrt gewesenen Steinreliquie „vom Fels mit den Fusspuren der Himmelfahrt“. Anderwärts aber hat sie sich auf den vergessenen Heidensteinen erhalten, wie die Fusspur beweist auf der obersten Spitze des Erdmännlisteines im Walde bei Wohlen.

Die Steintische.

Selbst die Naturforschung sieht sich bei Besprechung der Findlingsblöcke genöthigt, mit einer grossartigen Prämisse zu beginnen, und da dieselbe unserm Zwecke in doppelter Hinsicht

dient, in mythologischer und culturgeschichtlicher, so stellen wir sie voran.

Die Findlingsblöcke sind, wie schon ihr Name andeutet, nicht da entstanden, wo sie jetzt liegen; sie gehören auch nicht zu den das Skelet des Landstrichs bildenden Gesteinen, sie sind vielmehr an ihre jetzigen Fundstellen durch Gletscher geschoben worden, die eine Ausdehnung gehabt haben, welche hinreichte, um die Blöcke des Montblanc und der südlichen Walliser Alpen hinüber auf den Jura, an die Lägern und in das übrerrheinisch gelegene Höhgau massenhaft zu tragen. Das Vorhandensein der Gletscherschliffe in den Alpen wie im Jura, sodann die Aehnlichkeit des Gesteins der alten Schuttgebilde mit den im Gebirge entstandenen Felsarten und mit der Beschaffenheit der vor und neben den jetzigen Gletschern liegenden Moränen, solche und noch andere Verhältnisse sprechen so unzweideutig für die einstige Wanderung der Findlingsblöcke aus den Alpen über die Eisfelder her in die Niederungen, dass nicht wohl eine andere als diese von der Wissenschaft fast einstimmig getheilte Erklärungsweise zur Geltung kommen kann.

Diese naturhistorische Prämisse über die Eiszeit und die über die Gletschermeere aus den Alpen her zu uns geschobenen Findlingsblöcke — erinnert lebhaft an unsere altdeutsche Mythe über die Entstehung der Welt. Die Edda erzählt, im Anfang der Dinge war nichts als ein gähnender Abgrund des Chaos, den die Welt des Nebels und Frostes mit Eis auszufüllen begann. Als dann in dieses starrende Niflheim von Süden her aufthauende Lichtfunken sprangen, brachten sie in dem Gletschermeere einen Sturmriesen Ymir sammt seiner Kuh Audhumbla in's Leben. Drei lange Tage leckte diese nahrungsbedürftig an den mit Reif überfrorenen Salzsteinen, am ersten Tage kamen Menschenhaare, am zweiten ein Kopf aus dem Gestein hervor, am dritten endlich der ganze stattliche Mann Buri, der Erstgeborene. Mit ihm erlosch zugleich die Zeit der Eis- und Frostriesen, sie wurden vertilgt und die Herrschaft der lichten Odhinischen Götterreihe begann. Der Naturforschung dient somit die Eiszeit zum Mittel einer aus den Alpen bis an die Meeresküsten sich erstreckenden Steinwanderung, und der Mythe gehört dieselbe Voraussetzung an; aber an den über die Gletschermeere gerollten Fels knüpft die Mythe sogleich den Ursprung des Menschengeschlechtes selbst an, von einer aus den Gletschern entsprungenen Riesenwelt geräth sie auf eine aus den Gletscherblöcken entsprungene Menschenwelt, und diese Felsen

selbst sind ihr also die Wiege der Menschheit. Wir suchen hier einen ähnlichen Ausweg; denn unsere Aufgabe ist, von der Natur- und Mythengeschichte hinüberzugelangen auf den realen Boden nachweisbarer Menschengeschichte. Und dazu eben haben uns nun diese Findlingsblöcke zu dienen, vorausgesetzt, dass dieselben nach Lage, Stellung, Gestaltung und landschaftlicher Umgebung einen mit ihnen verbunden gewesenen Cultus der Vorzeit unzweifelhaft ausdrücken.

Wir beginnen mit den Dachsteinen und Schalensteinen. Es sind dies isolirt stehende Felsblöcke, die durch gewaltsame Naturvorgänge von ihrem Muttergestein losgerissen, in entfernte Gegenden geschafft und hier schon von der Urbevölkerung in einen so anhaltenden Gebrauch genommen worden sind, dass ihnen redende Spuren davon bis heute verblieben. Der gemeine Mann in seinen Traditionen und der Alterthumsforscher sind beide von jeher darüber einig gewesen, dass solcherlei Steine gewissen Cultuszwecken der Vorzeit gedient haben, und nur darüber gehen die Meinungen noch aus einander, welchem Volke sie beizuschreiben, ob sie Grabstätten oder Altäre zu nennen seien, ob und mit welchen Mitteln man sie an ihre jetzige Standstelle gerückt, aufgerichtet und mit den vorhandenen Merkzeichen behauen habe. So weit nun bis jetzt solcherlei Steine ausreichend untersucht sind und zugleich mit der Geschichte ihrer Oertlichkeit gründlich zusammengehalten werden können, ergiebt sich allenthalben übereinstimmend, dass sie auf einem von Menschenhand vorbereiteten Grund und Boden ruhen; dass unter oder neben ihnen Aschenschichten, zum Theil auch Knochenanhäufungen, Trümmer von Werkzeugen und Waffen liegen; dass die mehrfachen Rinnen, Gruben und gliederförmigen Vertiefungen in ihrer Wand kein Naturspiel, sondern ein absichtliches Werk der Menschenhand sind, endlich dass ihnen entweder schon die frühere Landesgeschichte selbst einen heidnisch-religiösen Zweck zuschrieb, oder dass die jetzt umwohnende Bevölkerung sie noch immer mit Sagen und Spukgeschichten, mit Zauberthieren, Gespenstern und magischen Feuern ausgestattet sein lässt. Ihr hohes geschichtliches Alter erhellt aus ihren Standplätzen. Wie weit entfernt von den Ortschaften und Aeckern der Jetztzeit sie gewöhnlich liegen, wie versteckt und verloren auf selten betretenen Höhen, in Haide- und Waldstrecken, dies lässt sich bemessen aus zweien erst neuerlich kund gewordenen Fällen. Die Gemeinde Bettwyl im Freiamte liegt auf der Höhe des Lindenberges; ein Theil ihres Tannenwaldes zieht sich vom Bergrücken

gegen das sagenberühmte Heidenbad und Guggibad von Schongau hinab, wo der Blaubart hingerichtet und begraben worden ist (Aarg. Sag. 1, pg. 22—28). Dieser Waldtheil mit seinen Nagelfluhblöcken trägt den redenden Namen Tischkammerli. Mit Bestimmtheit spricht die Bevölkerung von hier vorhandenen Heidengräbern, aber die Steintische im Hochwalde sind zur Zeit von Sachkundigen noch nicht einmal aufgesucht. Einen andern gleichen Fall meldet so eben Osenbrüggen in der Neuen Zürcher Zeitg., 10. Juni 1863: Die Bergweide Summerigs Rod, die am Köpfenberg gelegen ist, hoch oben im hintern Wäggithal, Kant. Schwyz, zeigt ein mit aufgesetzten Steinen umgebenes Gevierte, in das sich kein Hirte hineinwagt, obschon der Raum das schönste Gras hat. Es ist ein Versammlungsplatz der Geister. Als hier einst zwei Geissbuben in Streit geriethen und der eine des andern Geisslein boshaft in das Gevierte warf, starb das Thier alsbald. Auch hier spricht die Sage von einer heidnischen Opferstätte. Und doch muss man annehmen, dass diese nun öden Plätze einmal bewohnt und angebaut waren, denn wo Stätten für die Todten sich finden, ist vorauszusetzen, dass auch die Lebenden benachbarte Wohnungen gehabt haben. Aber wie frühzeitig müssen diese Wohnungen wieder aufgegeben worden sein, wenn nun der Boden keine Spur des Anbaues mehr verräth und nur der über die Gräber gewälzte Granitblock noch Zeugniss giebt, dass hier einst Menschen bleibend ansässig waren. Dies sind Folgerungen, welche jüngst Dr. Hartmann im German. Anzeiger (1863, no. 4) in Verbindung gebracht hat mit der schon so oft behandelten Frage, in wie fern diese Steine dem Kelten- und nicht dem Germanenvolke beizuschreiben seien. Er verweist dabei auf Tacitus, Germ. 27, der ausdrücklich von den Germanen seiner Zeit sagt, sie hätten solcherlei Grabdenkmäler für überflüssig gehalten, deren Höhe und Gewicht noch die Begrabenen belaste. Tacitus, der solcherlei Denkmäler *arduus*, *operosus*, *gravis* nennt, thue dieses ohne Zweifel im Hinblick auf die keltischen Nachbarn und hebe damit hervor, dass die Germanen die Ehre so schwerer Grabsteine verschmäht hätten. Doch gerade der Germanenglaube, der von der Steinzeit so reiche und tiefgehende Mythen hinterlassen hat, widerspricht dieser neuen These, selbst wenn spätere historische Zeugnisse nicht melden würden, wie oft und wie langhin die deutsche Kirche es verbieten musste, dass man bei solcherlei Heidensteinen opfere und bete. Tacitus hat also jenes Urtheil, wie so manches andere in seiner Germania, im Hinblick auf die denkmalssüchtige Mode seiner Römer geschrieben; er würde sol-

cherlei deutsche Barbarenbauten, als das volle Gegentheil jenes *sit tibi terra levis*, ohnedies nicht *operosus* genannt haben, sondern höchstens *onerosus*. Wir wissen bis jetzt durch keine feststehende Thatsache, ob jenes früheste Menschengeschlecht, dessen Spuren an diesen Steinen zurückgeblieben sind, wirklich dem keltischen Volksstamme angehört hat; dies aber bleibt unbestritten, dass der germanische Norden die Errichtung seiner Bautasteine als eine von der Odhinischen Religion vorgeschriebene Pflicht kannte, und dass unser Süden ebenso an solcherlei Steine nur deutsche Glaubens- und Sagenzüge geknüpft hat. Unsere ganze vorliegende Arbeit ist ja vermögend, ihr hundertzähliges Material eben allein aus diesen Grundlagen deutscher Satzungen entnehmen zu können. Danach verwerthen wir denn schon die Schalensteine, mit denen wir jetzt beginnen.

In Norwegen nennt man die Wilden Männer und Riesen Jätten und Trolden, und nach ihnen die Felsblöcke, in denen schalen-, topfförmige, kreisrunde, oder rinnenartige Vertiefungen eingehauen sind, *Jättegryter*, *Troldegryter*, zugleich auch St. Olafssteine, weil dieser Heilige des Nordens zumeist die Riesen vertilgt hat. Myth. 518. Erst im Juni dieses Jahres 1863 sind zu Longirod in der Waadt zwei grosse erratische Blöcke entdeckt worden, in welche gegen hundert solcher kreisrunden Bassins von anderthalb bis zehn Zoll Durchmesser eingehauen sind. Dieselben kleinen Rundschalen trägt der *pierre de Servagios (des Sauvages)*, der beim Walliser Dorfe Luc im Anniviersthal liegt, auf dem Wege nach Bella-Tolaz, westlich vom Borterhorn. Schweiz. Gesch. Anzeig. 1858, 61. In der Nähe des Heidensteins in den Stadtwaldungen von Biel liegt neben einer Reihe von Gräbern noch ein anderer, der unter seiner Moosdecke viele künstliche, rundliche Vertiefungen zeigt, die grössern, auf seiner obern Fläche, bis zu fünf Zoll Durchmesser haltend, die kleinern an den Seitenwänden eingemeisselt. *ibid.* 1857, 47. Man hatte schon früher unter ihm zwei eiserne Sicheln gefunden: Vuillemin, Kant. Waadt 1, pg. 40. Dass ein solcher Erzfund nicht auch über die angebliche Nationalität derer mit entscheiden kann, denen man die Errichtung des Steins ursprünglich zuzuschreiben gedenkt, darüber wird das weiterhin Mitzutheilende sich noch eigens erklären. Hier nur ein Beispiel, wie solcherlei Werkzeuge, bei Feldsteinen aufgefunden, weitere Sagenbildungen veranlassen. In der Nähe der böhmischen Stadt Gabel nennt man drei beisammenstehende Felsblöcke den Dreijungferstein. Drei Graserinnen sind in ihm verwünscht, die hier, während die Mess-

glocke zur hl. Wandlung läutete, spottend ihre Sichel n gen Himmel schleuderten. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 273. De Beaufort hat bei specieller Untersuchung der zahlreichen Dolmen des französischen Indre-Departements in mehrern dieser Dolmen Urnenscherben und Gebeine, auf ihren Decksteinen aber jene schalenförmigen Vertiefungen, von fünf bis zu elf und zweiundzwanzig hinauf, vorgefunden und ist dadurch zur Ueberzeugung gekommen, dass diese Steine ebensowohl als Grabmäler, wie als Altäre gedient haben. Mémoires des Antiquaires de l'Ouest, année 1851, 64. So sollen sich auch Menschenknochen in der Nähe jenes Schalensteins und Steintisches zu zürcherisch Hermetschwyl vorgefunden haben, von dem wir weiter unten noch Bericht geben werden. Ein solcher Schalenstein von ungewöhnlich sorgfältiger Behauung, zum Theil schon beschrieben im Aarg. Taschenbuch vom J. 1862, 38, ist leider schon vor etwa dreissig Jahren gesprengt und zum Bau des Schulhauses im Aargauer Dorfe Suhr verwendet worden. Was Zuverlässiges von Männern, die bei dieser Arbeit mithalfen, jetzt noch erfahren werden konnte, folgt hier nach. In dem zum Dorfe Suhr gehörenden Walde Oberthal traf man auf der Berghöhe Rüfengrind unter den Wurzelstöcken der gefällten Tannen auf eine Rundpflasterung von 12 Fuss Durchmesser, geregelt besetzt mit Rollsteinen und Findlingskieseln, wie solche in jenem Waldthale nicht vorkommen, also hier heraufgetragen worden sein mussten. Innerhalb dieses Kieselgürtels fand sich ein zweiter, gegen 6 Fuss Durchmesser haltend, kreisförmig über den untern hingepflastert, so dass also die eine Kiesellage auf die andere zu liegen kam. Als man die obere wegbrach, fanden sich zum Erstaunen der Arbeiter zwischen den beiden Schichten des innern Kieselgürtels Kohlen. Zwei Felsplatten, beide aus gleichem Gestein und dieselben Einhaungen schalenförmiger Figuren tragend, die grössere auf 30 Fuss Länge und Breite geschätzt, wurden damals zugleich auf der am Hang jenes Hügels liegenden Thalmatte wenige Fuss unter der Erde mit aufgefunden. Ein Bergsturz, den auch der Localname Rüfengrind andeutet, soll sie Beide von ihrem Standorte auf der Spitze des Waldhügels hinabgerollt haben. Man hielt sie damals für Steinkisten. Beide trugen an ihren Rändern Formen von tellerartigen Gefässen eingehauen, deren Durchmesser über 1 Fuss betrug. Nur der Rand dieser sogenannten Schüsseln war reliefartig im Felsen frei, ihr Fuss sass in ihm selbst fest. Einige von ihnen waren bereits vom Felsen abgesprengt und zwar mittelst eines scharfen Keiles, dessen Einschnitt im Gestein sichtbar zurückgeblieben war,

sie lagen zum Theil noch um die Fundstelle zerstreut herum. Im nächsten Umkreise jener Waldhöhe mit der doppelten Kieselpflasterung ist der Boden ziemlich reich an Geschirrscherben und Ziegeltrümmern, ein benachbarter Waldplatz heisst wegen seiner Menge von Todtengebeinen Kaibenstatt, hier sollen Heiden begraben liegen. Am merkwürdigsten verhält sich dazu die dortige Localsage. Man nennt nämlich die Dorfkirche von Suhr wegen ihres hohen Alters Heidenkirche und erzählt, sie sei an ihren jetzigen Standort am Pfaffenhügel eigenmächtig und wundersamer Weise von eben jenem Rüfengrind herabgewandelt.

Was unser Bauer von seinem Mittagsbrode übrig lässt, das er für sich allein im Felde verzehrt, das pflegt er immer auf den nächsten Markstein zu legen und auf einen solchen Schalenstein, wenn die bebaute Flur bereits bis an diesen hinreicht. Warum also sollte nicht auch der Heide hier einst sein Brod den Himmlischen oder den Unterirdischen opfernd dargebracht haben. Und wenn die Sage recht hat, die gewöhnlich einen Heidenkirchhof um diesen Stein gelegen sein lässt, so war derselbe ein Altar und Grab zugleich, wie ja noch unlängst unsere städtischen Kirchen zu Familiengrüften dienen mussten. Er war also den Vorfahren ein Leichenstein, den Nachkommen ein Denkstein, und naturgemäss war es, hier Todtenopfer darzubringen, Volksversammlung, Fest und Gericht abzuhalten und dabei den Gott und Helden mitzufeiern, der die Spuren seiner Wunderthat hier im Felsen abgedrückt zurückgelassen hatte. Denn dies war dem Germanen ein Abzeichen göttlicher Macht, dass Odhinn mit seinem Schwert durch den Felsblock bohrte, dass Thôrr mit seinem Hammer die Felszacken des Gebirges ebnete, dass der Stein unter des Heiligen Fusstritt sich plötzlich erweichte und die Fussspur ewig bewahrte, allen Erkrankten und Wegesmüden zur Heilung und Stärkung. Sogar die in Strömen liegenden Felsenbänke, vom Wasser überfluthet und daher meist unsichtbar bleibend, besitzen Eigennamen und Traditionen, wenn sie das Flussgerölle ausgewaschen und mit diesen kesselförmigen Gruben gezeichnet hat. Der Häfelistein liegt beim Dorfe Birrhard, Bez. Brugg, fast mitten im Reussstrome und ist bei niederm Wasserstande das Schwimmziel der badenden Knaben. Seine Oberfläche ist wie übersät mit grossen und kleinen, schön ausgerundeten Löchern, die dem Volke als Häfelein erscheinen. Andere Felsblöcke daselbst in der Reuss heissen Leisestein, Auenstein, Schwarzstein (er ist ganz von Moos überzogen), und an der Banngrenze gegen Bublikon hin der Teufelsstein.

Uebergehend nun zu einem ähnlichen Stein im Freiamte, welcher der Bettlerstein heisst, soll diesem Namen durch mehrere andere seinesgleichen erst eine geschichtliche Vorerklärung gegeben werden.

Ein Theil der Bünzner Almende (Freiamt) ist die Bettelmatt geheissen, sie wird in den Urkunden des Archivs Muri als ein Lehen erwähnt, mit dessen Nutzung die Verpflegung und Weiterführung derjenigen fremden Armen und Presthaften verbunden gewesen war, die den Zwing Bünzen passirten. Auf dieser Matte lag ein erratic Block, welcher in diesen letzten Jahren gesprengt und zum Häuser- und Strassenbau verwendet worden ist. Bei dieser Gelegenheit entdeckten die Arbeiter vier Erzbeile, sog. Kette, die mit ihrem Beilöhr nach innen, mit der Barte nach aussen gekehrt, geordnet in den Kiesboden gelegt, die Form eines vierspeichigen Rades bildeten. Sie machen jetzt einen besondern Schmuck in der Sammlung von Alterthümern aus, welche unser noch junge Verein sich angelegt hat. Der Grenzpunkt der Waldungen von Baden und Birnenstorf liegt auf dem Bergrücken der Sommerhalde und heisst Bettelkuchi; er wird durch einen zwischen alten Tannen und Buchen stehenden Gemarkungsstein bezeichnet. Hier war einst der gewöhnliche Lagerplatz der Heiden und Zigeuner, welche die Grafschaft Baden durchzogen. Beim Kuchenbacken, heisst es, bogen sie die Zweige der Waldbüsche in die Pfanne herab und liessen sie mit Backteig behangen wieder emporschnellen. Eine ähnliche „Bettelchuchi“, bei welcher einst die Zigeuner abzukochen pflegten, liegt beim Frickthaler Dorfe Zeiningen; auf den Bettleräckern beim Dorfe Schlatt haben die von einer Zauberfrau beherrschte Schaar der „Franzosenbettler“ gelagert, Feuersbrünste hinwegbeschworen und Gewitter herbeigezaubert, je nachdem das Volk ihnen lohnte. Eine ähnliche sagenhafte Umgebung hat nun auch

Der Bettlerstein bei Wohlen. Der Fussweg vom Dorfe Wohlen im Freiamte zum Frauenkloster Hermetschwyl geht längere Zeit durch einen schattigen Wald. In dem Theile desselben, welcher Rothwasser heisst, kommt man zu einem erratic Block, dem Bettlerstein, auch Heischstein genannt; eine Viertelstunde weiter abermals zu einem ähnlichen, dem Herdmännlistein. Hier ist vorerst nur von jenem die Rede. Dachförmig ragt er nach allen Seiten aus dem Boden, die beiden Firstenden nord- und südwärts kehrend. An der Nordseite wölbt sich seine Sohle zu einer Höhle bogenförmig aus, in die man sich bequem hinablassen kann. Trotz des Waldschuttes, der seit undenklicher Zeit hinein-

geweht wird, hat sie jetzt noch einen Durchmesser von 4 Fuss mit 5 Fuss Länge. Innen ist sie durchaus trocken und hübsch übermoost. Hieher pflegten vormals die Klosterfrauen von Hermet-schwyl ihre kleinen Sommerfahrten zu machen, bis ihnen durch eine Schreckgeschichte ein Ziel gesetzt wurde. Letztere ist bereits in den Aarg. Sagen I, no. 205, erzählt; aus ihr aber geht hervor, dass man damals noch diesen Fels von Waldmännern und Erdmännchen bewohnt glaubte, welche mit Schinken, Kuchen und Wein reichlich versehen den zu Besuch kommenden Wanderer trefflich bewirtheht hätten. Uebereinstimmend mit jenen anderweitigen Angaben, man habe in solche Zwergenstuben um einen süssen Kuchen nur hinabzurufen gebraucht („Vetter Metz, gieb mir einen Pletz!“), heisst dieser Block der Bettler- oder Heischstein. Denn betteln und heischen ist in hiesiger Mundart synonym. Auch eine Nacherinnerung davon ist noch übrig und soll alsbald besonders bedacht werden, dass man heidnische Reihentänze um den Stein aufführte. Die mehrfachen Löcher in seiner schrundigen Wand hält man für eine Reihe alter Bohr- und Sprenglöcher; sie gelten als ein Zeugnis, wie oft die Hebamme hier den goldenen Schlüssel ansetzen, den goldenen Karst einhauen muss, wenn sie die Neugeborenen darunter hervornehmen soll. Denn der Fels ist zugleich ein sog. Kleinkinderstein für die umliegenden Ortschaften gewesen. Als dann seit dem 15. Jahrhundert die Zigeunerbanden die Schweiz durchzogen und besonders im Freiamte bei der laxen Polizeiordnung geistlicher Herrschaften eine wahre Landplage wurden, flüchteten sich diese Landfahrer, so oft ein neues Edict zu ihrer Austreibung erschien, hieher in die Wälder und gaben sich bei diesen Felsverstecken ihr Stelldichein. So wiederholt oft ein blosser Fels im Waldesdickicht eine ganze Reihe weit aus einander liegender alter und neuer Lebensverhältnisse. Der Heide hatte bei diesem Stein zu den Unterirdischen um das tägliche Brod gebetet, das ihr stets glühendes Erdfeuer aus der Ackerkrume ihm emporreifen lassen sollte. Der Fahrende und Gehrende aus der Ritterzeit wurde nachmals ersetzt durch die Stromer und Steifbettler aus der Räuber- und Zigeunerzeit, die, weil sie keiner der beiden Confessionen zugehörten, Heiden hiessen und im Besitze aller derjenigen Zauberkünste zu stehen schienen, wegen derer ehemals die Heidenmännchen in diesen Felsklüften so hochgerühmt waren. Wenn diese Landfahrer hier um den Stein gelagert die gestohlenen Schinken verschmaust und das erbettelte Mehl verbacken hatten, so bogen sie, wie schon erwähnt, in ihrer faulen Uebersättigung die

Zweige der Haselbüsche in den Teigrest der Backpfanne herunter und liessen sie überbacken wieder in die Höhe emporschnellen. Da glaubte dann der Bauer wohl an Zauber, wenn er Tags darauf an dem verlassenen Lagerplatze vorbeikam und die Krapfen an den Bäumen wachsen sah. Da solch ein Felsstein zugleich als Kochherd dienen konnte, so nennt ihn das Volk auch Ofen, Ofenloch, Küche; man meint sogar, es schlugen nächtlicher Weile noch blaue Flammen unter ihm empor (wie dies vom Fischstein gilt im Lenzhard) oder man höre unter ihm die Backmulde ausscharren, ein süsser Speisegeruch dampfe aus ihm auf. (Vgl. Aarg. Sag. 1, pg. 336.) Bald auch sind diese felsbewohnenden Erdgeister kochende Riesen, bald bratende Teufel. Der Himmelstein im Fichtelgebirge ist ein walzenförmiger Granitblock mit einem muldenförmigen Einschnitt; darinn haben die Riesen ihre Suppe gekocht, und am dortigen Teufelsstein sieht man in den Rachnächten das Feuer brennen, bei dem der Teufel Küchlein backt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 2, 245. 251. Alex. Kaufmann hat in seinen „Quellen zu den Main- und Rheinsagen“, pg. 187, aus einer Reihe zum Theil kirchlich-mittelalterlicher Scribenten das Alter solcher Teufelstische nachgewiesen, an denen die Geister fortfahren, zu zechen und zu würfeln. Auch hiedurch erhält man also denselben Aufschluss, dass nämlich solche Heidensteine den Zweck hatten, Opfersteine zu sein. Noch jetzt, sagt Afzelius, Schwed. Sag. 2, 286, giebt es in Schweden „Elfenaltäre“, gelegen in örtlich bekannten Waldstrecken, die man Elfengärten und Frauen- (Feen-) steige nennt; und an ihnen wird noch für Kranke geopfert. Die Ehsten brachten auf einem unter dem „Lindenaltar“ stehenden Stein dem alten Lindenbaum Speiseopfer dar, man begoss den Baum mit frischem Thierblut, mit sogenannter frischer Suppe, man hieng in seinen Zweigen am Johannisabend Kränze auf, umrutschte ihn auf blossen Knien von Ost nach West und wieder zurück, küsste dreimal den Stein und sprach: Empfange die Speise als Opfer! Kreuzwald, Der Ehsten abergläub. Gebräuche. Petersb. 1854. Bei der bretonischen Landesbevölkerung dauert die den Dolmen (*dol*: Tisch, *men*: Stein) gewidmete Verehrung ebenso fort; obschon noch im J. 1658 neuerdings das Concil von Nantes verboten hatte, eine Gabe auf sie niederzulegen, und den Bischöfen anbefohlen war, sie von Grund aus zu zerstören. Jetzt wird das Fest der Sommersonnenwende bei ihnen abgehalten, wobei man Aehrenkränze, Flachsblüthen und farbige Bänder auf ihnen niederlegt. Hartmann-Pfau, Breton. Volkslieder, nach Vilmarqué übersetzt, pg. 392.

Unsere Landessagen deuten sich den Zweck der bei uns vorkommenden Heidensteine gleichfalls nicht anders, und je mehr solcher Blöcke geordnet beisammen stehen, um so ausdrücklicher wird von Spiel, Tanz und Schmauss erzählt, die in der Vorzeit um diese Opferstätten stattgehabt hätten. Gleichwie die Klosterfrauen zu Hermetschwyl einst um den Bettlerstein tanzten, ebenso sollen die Stiftsdamen von Olsberg ihre Tänze mit den jungen Rheinfeldner Rathsherren auf den Bergmatten des Jura abgehalten haben. Aarg. Sag. 1, pg. 281; man brauchte sogar nur eine Nacht auf jenem Waldfelsen am Ruckfelde, welcher Teufelskanzel heisst, zuzubringen, um von Stund an der beste Tänzer im Lande zu sein (ibid. 1, pg. 310). Der gottesdienstliche Tanz des Heidenthums gab allmählich jenen Felsen selbst, die man umtanzte, seinen Namen. Steintanz heisst jeder der dreierlei Steinkreise, die beim holsteinischen Dorf Dreetz je aus neun „Krinkensteinen“ bestehen. In sie wurden die übermüthigen Bauern verwandelt, die hier bei einer Hochzeit nach neun Mettwürsten mit Brodlaiben kegelten. Dörr, Plattdutsche Volkskalenner 1859, 29. Steintanz heissen gleichfalls drei Steinkreise im Buchenwalde bei Boitin, und wie ihrer jeder gleichfalls aus neun behauenen Steinen besteht, so wiederholt sich bei ihnen auch dieselbe Sage von wurst- und brodvergeudenden Hochzeitsbauern. Studemund, Mecklenburg. Sag. (Schwerin 1848) 108. 170. Derselbe Name kommt in der irischen Sprache den im Kreise stehenden Riesensteinen zu: welsch *choirgaur*, latein. *chorea gigantum*. Myth. 518. In nordischen Gegenden finden sie sich zuweilen hundertfältig beisammen auf verhältnissmässig geringem Umkreise. Auf dem Girsfelde bei Ankum im Fürstenthum Osnabrück zählt Dr. Hartmann (German. Anzeiger 1863, 126) an 200 solcher Granitblöcke, auf künstlichen Hügeln aufgestellt und mit Decksteinen belegt von zum Theil 12 Fuss Länge und bis 6 Fuss Breite; ja es mögen ihrer auf derselben Heide sonst wohl bis auf 300 vorhanden gewesen sein.

Das Gesagte mag als Vorbereitung dienen zur Betrachtung des Herdmandlsteins, an dessen Beschreibung wir nun gehen. Er liegt in derselben Waldgegend, wie der Bettlerstein, von diesem etwa eine halbe Stunde entfernt, in dem Waldtheile Bannhau, und hat genau die Gestalt jener Steindenkmäler, die man Elfenaltäre, Dillsteine, Heidenkirchen, bei uns Toggelikirchen, Zwergenstuben und Dachsteine nennt. Zwei erratische Granitblöcke, nach ihrer Langseite aufgerichtet, gegen 15 Schritt von einander abstehend, ragen bis 16 Fuss aus dem Boden und halten auf ihrer Spitze einen

grössern dritten Granitfels als Deckstein über sie hergelegt, mit so geringer Berührungsfläche, dass er von unten auf betrachtet zu schweben scheint. Nach der Messung, die Herr Feer, Pfr. zu Fahrwangen, vorgenommen (Schweiz. Gesch. Anzeig. 1859, 43) hat er unterhalb eine Länge von 16 Fuss und eine Höhe von $9\frac{1}{2}$ Fuss nach seiner Spitze hin; letztere mag wohl bei 18 Fuss über dem Boden sein. An seiner obersten Spitze zeigt sich etwa 18 Zoll lang eine fussspurartige Vertiefung. Zwischen den beiden Tragsteinen scheint der Raum sich nach unten noch weiter fortzusetzen, ist aber mit hineingeworfenen Steinresten angefüllt. Letzteres erinnert an einen in der Eifel geltenden Bauernbrauch; wer an einer Höhle vorbeikommt, die man für ein altes Zwergenloch ansieht, wirft einen Stein hinein; dadurch ist die Querschkaule bei Weingarten so enge geworden, dass man nur mit grosser Mühe noch durch den Eingang kommt. Wolf, DMS. no. 67.

Um sich erklärlich zu machen, wie man solche Lasten zur Stelle bewegen und aufhürmen konnte, nimmt man an, erst seien die Stützsteine als die kleinere Last emporgerollt und zum Stehen gebracht worden; sodann habe man sie mit Erde überführt, zugefüllt und so für das Aufschleifen der Deckplatten eine schiefe Ebene errichtet. Wenn dieses Verfahren beim Bau der sog. Steinkammern stattgefunden hat, so konnte dasselbe doch nicht für die Gnapp- und Schalensteine passen, deren Bestimmung ursprünglich war, offen unter freiem Himmel dazustehen, um bestiegen, bewegt, in ihren Steingruben mit Opfergaben belegt, in ihren Wundernarben aber angebetet werden zu können. Diese Steine haben vielmehr erst an ihrer Grundlage gewöhnlich eine Höhlung, die man die Doggelistube nennt und von Unterirdischen bewohnt sein lässt. So war der Doggelistein zu Gibelfüh in der Luzerner Gemeinde Ballwil ein isolirter Felsblock, der auf dem Bauernhofe Im Loch bei einer Kapelle lag und erst vor einigen Jahren gesprengt und verbaut worden ist. Die Doggelistube an seiner Sohle war von kleinen Leuten bewohnt, die dem Gibelführer jeden Samstag sein Hauswesen in Flur und Scheune fein säuberlich in Ordnung brachten. Lütolf, Fünfortische Sagen, Heft 1, pg. 50. Wo uns auf solcherlei Fragen die Geschichte keinen Aufschluss giebt, dienen oft die nächsten Local- und Flurnamen als gute Urkunden. Die Localnamen um den Herdmandlistein sind besonders sprechende. Wichtig vor allen scheint der Name des Waldes, in welchem der Stein liegt; er heisst Bannhau.

Noch ist der Bannwald in manchen Kantonen durch alte Bann-

briefe für jeden Holzbezug unbedingt verschlossen und nur dem Weidebetrieb geöffnet; gewisse Wälder liegen im Bann, das heisst, nicht einmal der Aushieb des abgängig werdenden Holzes ist in ihnen erlaubt. Der im Jahre 1862 an den Schweiz. Bundesrath erstattete „Bericht über die Hochgebirgswaldungen“ klagt über diesen zum Nachtheil einzelner Landstriche und Gemeinden allzu ausgedehnten und unökonomisch festgehaltenen Forstschutz und sagt wörtlich: Noch jetzt hält die Bevölkerung ängstlich fest an den Bestimmungen dieser Bannbriefe, nur gezwungen und mit der grössten Besorgniss legt sie Hand an diese Heilighümer (pg. 238). Der Erdmandlistein steht also in einem ursprünglich heiligen Waldtheile, welcher von der Durchforstung (Hau), die als besonderer Weg zu dem Steine hinführt, seinen Namen trägt. Der Hügel selbst heisst Herdmannlihubel, wobei man zugleich an Herd = Erde, und an Hard = Wald zu denken hat, da beides sich auf die Wilden Männer und Zwerge bezieht. Hundert Schritte von ihm entfernt liegen die beiden Sidehubel, die, wie jener, von konischer Form sind und künstlich aufgeworfenen Hügeln gleichen. Man pflegt in jener Umgegend zu einem groben Mädchen sprichwörtlich zu sagen, du bist so rauh wie der Sidehubel, denn die Anhöhe des einen starrt von Farrenkraut. Zwischen dem Herdmannlistein und dem kleinern Sidehubel läuft der Bach Rothwasser vorbei, von dem wir schon beim Bettlerstein gehört haben. Zwei benachbarte Sümpfe heissen Kohlmoos. Ein Waldweiher heisst Rosengarten, und die Anhöhe an ihm Jungfernhübel, er gilt als der Standort eines untergegangenen Frauenklosters, das durch Feuer vertilgt worden sein soll. Man glaubt allgemein, dieser Waldtheil sei gebannt; wer ihn betritt, heisst es, findet den Weg nicht leicht wieder heraus. Auch der Hermetschwylter Erdmannlistein selbst ist gebannt; wer ihn mit Beil oder Hammer beschlägt, dem reissen die Erdmännchen den Kopf ab. Nordwärts vom Sidehubel liegen drei noch ununtersuchte Grabhügel, die nächste Flurstrecke dabei heisst Menschenrüti. Man hat hier im J. 1832 einen Steinsarg mit Gebeinen und ein ehernes Schwert ausgegraben. Der Finder nannte dasselbe „semiloren“ und behauptet, es nach Aarau abgegeben zu haben, wo es indessen in keiner Sammlung sich vorfindet. Eine weitere Viertelstunde entfernt liegen die Grundstücke Kaibler und Allenbrunnen. Der erste Name drückt aus, dass man ringsum auf einem ausgedehnten Grabfelde steht, der zweite ist ein Spukplatz, auf dem man früherhin wandelnde Jungfrauen gesehen und ein starkes Tosen in der Erde gehört hat.

Ein paar Stunden von dem aargauischen Hermetschwyl entfernt liegt das gleichnamige Zürcherdorf Hermetschwyl und auffallend ist es, dass sich, wie bei'm erstern, so auch bei diesem ein solcher Steintisch vorfindet. Er war bis zum Jahre 1842 durch Gebüsch und Dornen überwachsen und geschützt; damals aber wurde er gesprengt und sein Gestein zum Bau einer Sennhütte hergerichtet. Seine Deckplatte war schon vorher gestürzt und lag in noch bedeutenden Bruchstücken zwischen den vier Tragsteinen im innern Raum, der etwa vier Fuss hoch über den Boden mit Erde aufgefüllt war. Die Tragsteine waren vier Granitblöcke von zehn Fuss Höhe, die so nahe an einander gerückt waren, dass sie unten keinen Zwischenraum übrig liessen. Ihre Unterlage war ein sehr unzusammenhängendes Steingerüste in kranzförmiger Gruppierung, unter demselben ein Gemengsel von Erdarten, bis endlich der reinste Sandboden folgte. Ungefähr einen Fuss unter der Oberfläche lag ein Kranz von centnerschweren Steinen um die Hauptgruppe gereiht. Dass also die Aufstellung der Steine keine zufällige, sondern von Menschenhand bewirkt worden war, lässt sich hiernach gewiss mit vollster Sicherheit behaupten. Abgebildet ist dieses Denkmal in seiner ursprünglichen Gestalt im Anzeiger für Schweiz. Gesch. und Alterthumskunde 1856, 40. Anderweitige Steintische in der Schweiz haben mit dem eben erwähnten dasselbe Schicksal theilen müssen. So das Morschacher Thor ob Brunnen im Kant. Schwyz. Dorten, wenn man die Berghöhe erstiegen hatte und die erste Wiese betrat, lag ein rother Stein, sechs Fuss lang, zwei breit, anderthalb dick, wie eine Schwelle über zwei andern, unter denen wie unter einer Porte der Weg hindurchführte. Drei ledige Weibspersonen (also Riesenjungfrauen) hatten den Dreistein von freier Hand hieher gelegt. Zur Zeit der Revolution haben übermüthige Leute das Thor zerstört, zerschlagen und den Deckstein in den Wald hinabrollen lassen. In diesem aber liegen zur Stunde noch zwei andere ähnliche Rundblöcke, auf ein Felslager wie von Menschenhand hingewälzt und von kleinern Tragsteinen unterstützt. Sie sollen bei 2000 Centner schwer sein. So meldet nach Fassbind (aus dessen hds. Werk „Das christl. Schwyz“) Lütolf in den Fünfort. Sagen (Luzern 1862) Heft 1, 21, ohne in-dess diese seltenen Denkmäler näher zu beschreiben.

Wir schliessen die Beschreibung der Steintische, die selber so oft als Grabsteine auf ausgedehnten Leichenfeldern stehen, mit der ihnen zunächst verwandten Sage von den Dillsteinen und Heidensteinen. Diese liegen, heisst es, unergründlich tief im Grunde der

Heidenhügel versenkt. Hierüber sogleich ein paar Beispiele. Der Heidenhügel zu Sarmenstorf im Freiamte liegt ausserhalb der Ortschaft gegen den Nachbarort Bettwyl hin; bogenförmig umzieht ihn der Bettwylerbach in einem tiefen Tobel. Tannen wachsen auf seinem Abhange, seine oberste Spitze ist frei, ein Schloss soll droben gestanden haben, im Boden finden sich Ziegelstücke, auch römische Münzen. Von seiner Höhe, heisst es, gehe ein Schacht bis auf den Grund der Hölle hinab und der Heidenstein verschliesse ihn. Aehnliches erzählt man auch vom Reitenberge beim Freiamterdorf Villmergen. Dieser Berg hat zwei Waldzelgen, eine die Jungfrau, die andere der Heidenhübel genannt. Auf letzterem soll das Heidenschloss sammt der Heidenkirche gestanden haben und hier in Mitte des Platzes gehe ein Schacht nieder, der erst am Fusse des Berges wieder ausmünde. Ehedem soll er offen gestanden haben, und warf man dann Steine hinab, so habe es getönt, „als ob es auf Kohlen und Rossnägel auffalle“. Der Schacht sei daher durch eine Steinplatte geschlossen worden und diese sei längst unkenntlich übergrast. Ein alter nun eingegangener Weg zum Heidenhübel hinauf führte über eine Landstrecke Namens Kirchenacker, dieser soll eines der Güter sein, die zum Heidentempel gestiftet waren und späterhin Anlass gaben zur Erbauung der jetzigen Dorfkirche von Villmergen.

Diese Angaben entbehren des mythischen Grundes nicht. Durch einen gleichen Stein, den *lapis manalis*, dachten sich die Römer das Thor der Unterwelt geschlossen; er lag auf dem Comitienplatze zu Rom und wurde hier dreimal des Jahres von seiner Oeffnung abgehoben, um den Manen die Rückkehr aus der Unterwelt zu ermöglichen. Hartung, Relig. der Römer 2, 91. Die Deutschen kannten und nannten dafür den Dillstein; mhd. und nhd. *dil*, altnord. *thil* ist das Dach, der Dillstein also der den Höllengrund überdeckende Dachstein, wie der seine drei Tragsteine lastend zudeckende obere des Steintisches. Dass er bei uns als Leichenstein galt, erweist sich aus den mhd. Versen (Myth. 766):

*der dillestein der ist entzwei,
die tôten sint uf gewecket.*

Ein solcher Stein giebt dem Dillberg zwischen Langenzenn und Deberndorf im Ansbachischen den Namen; er ist so gross, dass er bei entblösstem Laubwalde viele Stunden weit sichtbar gewesen sein soll. W. Reynitzsch (Truhten und Truhtensteine 1802) giebt pg. 51 eine Abbildung von ihm: oben scheibenförmig abgeplattet, im Halbkreise von sieben kleinern Steinen umgeben. In der Wal-

bersnacht (1. Mai) sollen ihn die Hexen umtanzen. Ein Teich, der Dilsgraben bei westfälisch Bockenem, liegt an der Stelle eines untergegangenen Schlosses; an Ostern und Pfingsten versammelt man sich hier, schlägt Ball, kocht Kaffee, und bemisst nach der Höhe des Wasserstandes im Dilsgraben den Ausfall der Kornernte. Kuhn, Westfäl. Sag. no. 368. Ein Taucher, den man in den Teich hinabliess, sah in einem grossen Saale den Ritter Tils, altgrau, und sein weisser Bart war ihm um den Tisch gewachsen. Harrys, Ndsächs. Sag. 1, pg. 8. Auf der Platte des Hohentillen an der oberpfälzisch-böhmischen Grenze war die vielgethürmte Tillenstadt gelegen. Der Berggeist sprach seinen Fluch über das heillose Geschlecht dieser Stadt, der Tillen wankte und schloss den Ort in seine Tiefen. Fentsch, in der Bavaria II, 224. In neuester Zeit wurde der Schmied von Neualbenreut mit Beschlagzeug und Hufnägeln hinein und zu einem grossen freundlichen Herrn geführt, dem er die Rosse beschlagen musste, ohne die daneben schlafenden vielen Soldaten darüber aufzuwecken. Die Goldstücke, die der Mann mit zurückbrachte, waren über tausend Jahre alt. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 359. Alle Züge erinnern hier an die in den Berg gegangenen und dorten bis zur Götterdämmerung ruhenden Könige und Helden, an Kaiser Rothbart im Kyffhäuser und die drei Tellen im Axenberge. Hier schlafen sie und der Bart wächst ihnen dreimal um den steinernen Tisch. Im aargauischen Volksliede vom Tannhuser und Frau Vreneli heisst es:

Tannhuser sitzt am steinige Tisch,
 Der Bart wachst ihm drum umme,
 Und wenn er drümol ummen isch,
 Wird der jüngst Tag bald chumme.
 Er fragt Frau Vreneli all Fritig spôt,
 Wenn der Bart es drittmol umme goht
 Und der jüngst Tag öppen wöll chumme.

Teufelssteine und Entslöcher.

Wir sind reicher an Teufelssagen als an Heiligenlegenden. Den Anlass zu dieser auffallenden Erscheinung gaben ursprünglich die Heidenbekehrer. Sie durften nicht wagen, dem deutschen Heiden die Existenz seiner Götter abzuläugnen, und waren selbst von der vorgetragenen Lehre überzeugt, dieselben seien lügnerische Teufelswesen, welche die Menschheit bisher irre geleitet hätten. Der Deutsche musste daher bei seiner Bekehrung zuerst diesen Göttern als Teufeln abschwören und diese *Abrenuntiatio* für seine Tauf-

kinder und Pathenkinder jeweilen öffentlich wiederholen. Karl der Grosse verlangt in seinem encyclischen Ausschreiben an die Bischöfe vom J. 811 (Pertz, Legg. 1, 171), sie selbst sollten wissen und in der Landessprache zu sagen im Stande sein, was *abrenuntiatio Satanae et opera ejus diaboli et pompae* sei. Ein Capitulare Hludowiges und Hlothars von 829 erklärt die Bedeutung ausführlich. Die vorgeschriebene Formel beginnt: *Forsáchistu diabolae?* und setzt die Antwort darauf: *ec forsacho allum dioboles uercum ende uuordum, thunaer ende uuoden ende saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sint.* (Pertz, Mon. 3, 19.) Die schweizerischen Bekehrer litten selbst zumeist an dieser historischen Teufelsscheu. Der heil. Gallus vernahm die Stimme der Dämonen auf den Höhen von Bregenz und aus der Tiefe des Bodensees; der heil. Meinrad sah sie in den seine Klause umhüllenden Bergnebeln; als St. Bernhard die Jupiterssäule am Mons Penninus umgerissen hatte, da erst wandelte sich das Gebrüll (der Orkane) und das Rauschen und Brausen der (Wind-) Dämonen in milde Engelslieder. Die Folge hievon musste sein, dass heut zu Tage die ganze heidnische Götterwelt, soviel davon noch im Gedächtnisse des Volkes zurückgeblieben ist, zum Teufelswerk paraphrasirt ist. Dieser Umwandlung aus heidnisch-göttlichen in christlich verteufelte Wesen erlagen die ältesten Gottheiten zuerst, nämlich die Erdgottheiten, die Riesen, die ihrer Natur nach in einer Spannung gegen die Himmelsgottheiten gestanden hatten. Daher nennt das Volk alle sonst den Riesen zugeschriebenen vorgeschichtlichen Bauten, Teufelsmauern, Teufelsbrücken, -Rosstall und Tanzplatz, Küchen und Kanzeln; Aarg. Sag. no. 430; und wo ein christlicher Bau seit älterer Zeit unfertig stehen blieb, heisst es sprichwörtlich, der Teufel hat seinen Stein drinn, hat seinen Stein darein geworfen. Heidnisches und Christliches, sagt Russwurm, Nord. Sag. 279, einmal vom lebendigen Glauben verlassen, sinkt bald in die Nacht der Zauberer und Unholde hinab. So weit verpestete der um sich greifende Teufelsglaube die Phantasie des Volkes, dass sich sogar unsere Geschlechternamen ernstlich nach ihm benannten: Das Geschlecht der Teufel in baierisch Franken, die Tüfelbeiss in der Schweiz, die Dusendüvel in Hessen, die Bütendüvel in Braunschweig, die Jagenteufel, die Sladenteufel u. s. w. Wie der Hebräer einen „Berg Gottes“ annahm, einen Götterberg im fernsten Norden liegend (Jesaias II, 3. XI, 9. LVI, 7), auf dem sich die Götter versammelten; wie ferner der Hindu den heiligen Berg Meru verehrt und einen von dessen Nordgipfeln Sabba nennt, d. i. Versammlung:

so ist nun in unserm allgemeinen Wissen der Blocksberg der Versammlungsberg aller Hexen von ganz Mitteldeutschland, so fahren um Walpurgis alle Hexen Schwabens auf den Heuberg bei Rothenburg, alle Hexen der Schweiz auf den Pilatusberg oder auf die Belchenberge im badischen Wiesenthale. Sind so die höchsten Häupter des Gebirges von Furien eingenommen, so wird ihr Obergebieter auch jeden nur einigermaßen in's Auge tretenden Stein bewohnter Thäler zu einem Teufelssitz machen. Würfelnd und zechend sitzt der Böse am Steinernen Tisch in dem Aarauer Stadtwalde Gönhard; dieser Stein, sagt man, sei seit diesen letzten Tagen erst zerschlagen worden. Auf der Burghalde, einem Bergwalde beim Dorfe Dürrenäsch im aarg. Kulmerthale, heissen zwei klafterhohe kammerartig gegen einander liegende Nagelfluhblöcke Des Teufels Rosstall. Die Bannwarte hören hier den Wilden Jäger johlen und sehen seine grünen Jägersknechte mit der Meute der Hunde über die Berghöhe hinziehen. Er schleudert im Reussthale die Teufelsburdi gegen die neuen Kapellen; er baut die eine Teufelsbrücke in der Reuss, Felsenbänke, welche querhin den Strom durchziehen, und eine zweite im Rhein zu Schloss Weisswasserstelz bei Kaiserstuhl; er kocht und zapft Wein in der Teufelsküche und im Teufelskeller bei Baden. Die Neuenhofer Dorföffnung, im Wettinger Archiv 150, 151, weist im Umkreis ihres Twings einen Bocksbach nach und eine Teufels Schmitten. Bourrit, Pennin. und Rhätische Alpen, Zürich 1782, erzählt pg. 202 die Sage vom bekannten Teufelsstein in der Reuss bei Göschenen; er untersucht mit dem Auge des Naturforschers die Spuren, welche die Satanskralen in jenem Felsen zurückgelassen haben sollen. Man hat noch neuerlich ein Kreuz auf den Stein hinaufgesetzt. Ueber diesen Trieb des Volkes, Unerklärbares dem Teufel zuzuschreiben, lässt Göthe seinen Mephistopheles (Faust II, 254) sich also aussprechen:

Noch starrt das Land von fremden Felsenmassen;
 Wer giebt Erklärung solcher Schleudermacht?
 Der Philosoph, er weiss es nicht zu fassen,
 Da liegt der Fels, man muss ihn liegen lassen,
 Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.
 Das treugemeine Volk allein begreift
 Und lässt sich im Begriff nicht stören;
 Ihm ist die Weisheit längst gereift:
 Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren,
 Mein Wand'rer hinkt an seiner Glaubenskrücke
 Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Noch nicht untersucht sind die sog. Entslöcher, die sich im Frickthal mehrfach vorfinden sollen, so z. B. auf dem Sommerhaldenhübel in der Gemeinde Zeihen. Die Sage berichtet, die Franzosen hätten dieselben gegraben, nämlich jene voltaireschen aus den Zeiten des Convents, die mit Gott gebrochen hatten. Daraus ist zu schliessen, dass man diesen Entslöchern gleichfalls eine diabolische Entstehung zuschreibt. Ihr Name selbst verweist auf Riesen: ags. *ent*, pl. *entas*, ahd. *antrisc*, bezeichnet das Riesige, und noch lebt in der bairischen Mundart enterisch, riesig, ungeheuer und nicht geheuer bezeichnend. Man vgl. Schönwerth, Oberpf. Sag. 2, 270. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pg. 35 stellt zusammen: enterische Plätze, verwunschene Hölzer und dem Teufel verschriebene Schluchten. Die bairische Mundart spricht beiderlei Formen: enterisch und enzisch. In der Schweizermundart scheint derselbe Fall zu gelten. Ein Enzigraben liegt beim Dorfe Moosleerau. Einen örtlichen Entibübel leitet bei uns die Volksetymologie zwar unglücklich, aber gleichwohl sagengemäss von den im dortigen Gestein sich abspürenden Entenfüsschen her. Riesenbauten und aufgethürmte Steinblöcke nennt man im Norden *enta geveorc*, entische Werke. Dass man sie nun auf die Türken, Zigeuner und Franzosen bezieht, d. h. nach der Volksmeinung auf die furchtbarsten Feinde der Welt, verhält sich nicht anders, als wie der nun herrschende Brauch, in unsern ländlichen Frühlings- und Pfingstspielen den Winterriesen als Türken auftreten zu lassen. Mannhardt, Mythen 354.

Grenzsteine.

Die Wandersitte, Steine auf den Gebirgspässen an vorbestimmten Stellen zu Haufen aufzuschichten und immer einen neuen dabei niederzulegen, hat in Asien und Europa bis heute fortbestanden. Herodot 4, 92 schreibt sie dem Perserkönig Darius zu, der auf seinem Zuge gegen die Skythen an den Istros gelangend jedem Mann seines Heeres befahl, einen Stein an einen vorbestimmten Ort hinzulegen, und so daselbst grosse Steinhügel zurückliess. Prinz Waldemar von Preussen beschreibt in seiner Indischen Reise den Pilingah-Pass, über dessen Kamm die Grenze zwischen dem indo-britischen und dem chinesischen Reiche fortläuft; er liegt 12,700 Fuss über dem Meeresspiegel. Eine Menge von Steinpyramiden verkünden die Passhöhe, zu denen jeder Vorübergehende sein Steinchen beilegt. Allg. Augsb. Ztg. 1857, no. 342. Strabo spricht bei Erwähnung des Herkulestempels auf dem Vorgebirge

Cuneus sehr dunkel von gewissen Steinen, die dorten zu gottesdienstlichen Zwecken zusammengehäuft und der Sage nach von jedem hier Ankommenden umgedreht werden müssten: einer vaterländischen Sitte gemäss. Es scheint sich diese Bemerkung auf die Gnappteine zu beziehen, die man ersteigt und mit Körperbewegungen in Schwung setzt. Allein W. v. Humboldt bemerkt in der Untersuchung über die vaskische Sprache (Gesamm. Werke 2, 176), dass ebenso an der galicisch-baskischen Grenze grosse Steinhäufen zu sehen sind, zu denen jeder in das übrige Spanien auswandernde Galicier entweder beim Fortgehen oder beim Wiederkommen einen neuen Stein wirft. So hatte auch jeder Grieche, an den Wegestatuen des Gottes Hermes vorüberwandernd, einen Stein zu den dort liegenden zu thun. Diese Anhäufungen nannte man nach dem damit verehrten Gott Hermäen. Der einfachste Hirtengott, ursprünglich unter dieser rohen Gestalt des Wegsteines verehrt, gestaltete sich daraus zu einem Weg und Steg, Heimath und Grenze, Handel und Wandel behütenden Gott des Eigenthums und Rechtes. Dem Sennengeschäfte vorstehend, das Felsgerölle aus den Triften wegräumend, Wald und Flur wegsam machend, so schafft der Hermesdienst die wilde Weide zur wirthlichen um und eröffnet das Land dem Verkehr. Nach diesen mehrfachen Zwecken nun sind ähnliche Bräuche zu bemessen, wie sie sich noch in verschiedenen Landstrichen vorfinden.

Wenn die Kinder von Burgeis im Vintschgau das erste Mal die Alpe ihres Dorfes besuchen, so müssen die Neulinge einem vorgeschriebenen Gebrauch sich unterziehen, dessen Vernachlässigung den Segen von der Alp nehmen würde. Wo der Steig zur Zerzeralpe geht und nun eine Martinskapelle steht, da heisst ein Platz Zu den Wilden Fräulein. Hier befindet sich ein Steinhäufen, unter dem die Wilden Fräulein ruhen sollen. Das Kind muss einen Stein davon aufnehmen, ihn anspucken, wieder zum Haufen legen und sprechen: Ich opfere, ich opfere den Wilden Fräulein! Auch Erwachsene üben denselben Brauch, sie würden sonst unbegleitet an dieser Stelle nicht wohl vorbeigehen können. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 2, 61. Tirolersitten, no. 956. Panzer, Baier. Sag. 2, no. 200.

Wo Wilde Frauen sind, hat das Gebirge auch Wilde Männer; die so gelegten Steine heissen daher auch Mannli. Einer der Wilden Männer Tirols hatte seine Höhle ob Gnadenwald in einer Felswand, in die ein ungeheures Thor führte. Als er gestorben war, schoben sich die Felsen zusammen und schlossen das Loch; der schwarze Streifen, der diese Fugen noch anzeigt, heisst dorten

das Mand'l. Alpenburg, Tirol. Myth. 1, pg. 15. Die Steinhaufen in den schweizerischen und piemontesischen Alpenpässen, die auf einander verweisend dem Wanderer in den pfadlosen Schneewüsten als Führer dienen, nennt man deutsch *Mann*, welsch *marron*, aus latein. *matronae* und *murenulae*. Eine ahd. Glosse aus dem 8. Jahrhundert führt dieselben schon an: *murenulas: menni*, sie führt auf *murex*, bei Virgil den ragenden Spitzfelsen bezeichnend. Noch weiter dehnen die Deutschwalliser den Begriff dieses Wortes aus; sie benennen den ganzen Gebirgsstock des mächtigen Matterhorns und der 11,000 Fuss hohen Tête blanche am Weisshorn ebenfalls zum Männlein, das wegweisend vielfach droben aufgetürmt steht: z'Mannje. Escher, Die Schweiz 1851, 386. Da bereits das Heidenthum in der Befolgung jenes Brauches ein gutes Werk sah, so durfte derselbe auch zur Zeit der Bekehrung noch fortgeübt werden. Die Mönche von Bernard-Fagne sagten jedem Wallfahrer, dass je schwerern Stein einer auf den nahen Klosterberg trüge, desto grösserer Sündenlast er los würde. Wolf, Ndl. Sag. no. 334. Daher wurde es eine Knabensitte, am hl. Abend vor Weihnachten eine hohe Steinpyramide aufzuthürmen, wie es auf dem Tungelsberge bei Schweina geschah und von Herzog in Thüringer Taschenb. 385 beschrieben ist. Menzel in Pfeiffers Germania 2, 234. Auf dem schlesischen Zobtenberge scheint man diese Steinhaufen angelegt zu haben, indem man zugleich die dorten liegenden rohen Steinbilder eines Bären, Wolfs und einer Sau als heidnische steinigte. Das angebliche Steinbild der Sau ist jetzt von einem Steinhaufen gänzlich überdeckt, denn jeder Vorübergehende warf seinen Stein dazu und rief: Sau, hier hast du dein Ferkel! Weinhold, Schles. Wörterb. 79.

Mit diesen Steinhaufen, durch die man das Gebirg wegsam macht und die Fluren klärt, hängt die Mythe zusammen von dem sich rührenden Stein, auf welche wir nun kommen.

Wenn der äusserste Grenzstein im Gemeindebann einmal Mittag läuten hört, so springt er ringsum. Aarg. Spw. Der Solenstein bei Ins im Berner Seelande, auch Schalenstein genannt, dreht sich einmal um, wenn die Sonne im Mittagspunkte steht (Jahn, Kelt. Alterth. der Schweiz). Wenn der Hahn kräht, rührt sich der schwere Stein zu Bischofsheim. Simrock, Räthselb. 2, no. 196. Wenn hinten im Tiroler Ultenthale beim Hofe Hinterpilsen ein Hahn kräht, so bewegt sich der Stein am Ausserhofe im Thaleingange oberhalb Lana. Dieser Stein aber ist ein kolossaler Felskegel, da gelegen, wo die Schluchten gegen den Zufall-Ferner hintergehen

zu dem vergletscherten „Ende der Welt“. Alpenburg, Tirol. Sag. 1, pg. 180. Schmitz in den Eiflersagen 2, 114 verlegt den Nachdruck eines ähnlichen Glaubenssatzes auf das bedingende Wenn und behauptet: Wenn der Teufelsstein, welcher an der Kirche von Malmedy liegt, Mittag läuten hört, so dreht er sich dreimal herum. Mit dieser Sylbenstecherei ist aber doch nicht aus der Schlinge zu kommen, denn schon lange, zuvor man jemals Mittag läutete, kannte man in Scandinavien schon denselben Satz; er steht im Skaldskaparmál der Edda. Dasselbst wird von dem Steine, der sich in Thôrrs Götterhaupt rühre, so oft man Wetzsteine wirft, Nachfolgendes erzählt. Hrungni, der Grösste und Stärkste im Riesenlande, hatte ein Haupt von Stein, ein Herz aus einem dreieckigen, scharfen Kiesel, und brauchte im Kampfe Steinschild und Steinbeil. So gerüstet kam er zu den Asen und forderte den Thôrr zum Zweikampfe. Thôrr hatte nichts als seinen nie fehlenden Hammer Miöllnir, der Riese seinen Heinn, einen Schleifsteinfels. Thôrrs Hammer traf im Fluge Hrungni's Heinn, dass dieser in tausend Stücke zersplitterte und dem Riesen das Haupt zerschmettert wurde. Von den Trümmern, in die der Getroffene zerfiel, kommen alle Heinberge oder Wetzsteinfelsen her, die es in der Welt giebt. Aber einer dieser Splitter war dem Thôrr selbst in's Haupt gefahren. Er begab sich daher zur zauberkundigen Frau Groa (d. h. zur grünen Alp, von der Schutthalde des Riesen hinweg), deren Gemahl Orendel erst jüngsthin durch Thôrr im Riesenlande befreit und in die Heimath zurückgebracht worden war. Als ihre Besegnungen und Besprechungen so weit gewirkt hatten, dass der Stein splitter sich zu lösen begann und bis zur Hälfte aus der Wunde heraustrat, wollte Thôrr dem Weibe noch weiter Muth machen und fieng an zu erzählen, wie er so eben ihren Gemahl im Tragkorb über die Eisströme hergetragen habe und dass derselbe wohlbehalten alsbald da sein werde. Darüber lachte Groa vor Freuden auf und vergass die Besegnung fortzusingen. Da stand der Stein splitter wieder im Haupte fest und liess sich durch keine neuen Lieder mehr lockern. Deshalb hat Donar für alle Zeiten den Stein in seinem Haupte, und eben deshalb, fügt die Edda bei, ist es eines Jeden Pflicht, mit solchen Wetzsteinen nicht zu werfen, denn ebenso oft rührt sich schmerzend der Splitter in Thôrrs Haupte.

Welches ist nun der Sinn der Sage vom Steinsplitter in Thôrrs Haupte?

Kaum ein anderer, als dass der die unfruchtbaren Felsenhäupter und störrigen Riesenschädel Zerschmetternde ursprünglich selbst

riesig gewesen sei und ein gleiches steinernes Haupt gehabt habe. Dies möchte sich am richtigsten ergeben aus der Thôrrsmythe, wie sie von den Scandinaviern auf das Volk der Lappen übergegangen ist. Zugleich mit dem roher verbliebenen Zustande ist bei diesen nebst einer Reihe gothischer Wurzelwörter, die sie unverändert von ihrem einstigen gothischen Grenznachbar in ihre Sprache herübernahmen (Dietrich, in Haupts Ztschr. liefert hierüber den Nachweis), auch der nordische Mythos ursprünglicher verblieben. Dorten hatte das hölzerne Standbild des Donnergottes Tiermes einen Kiesel im Haupte stecken und einen Stahl dazu, so dass man an das Feuerschlagen erinnert wurde. Schwenk, Sinnbilder 230. Aber auch das classische Alterthum pflegte die rohen Steinfetische aus früherer Zeit, gleichsam zum Angedenken an den veralteten Glauben, in die Tempelstatuen, statt des Kopfes des Gottes, einzusetzen. Friedreich, Symbolik, verweist dabei auf Zoega: *Li bassirelievi antichi di Roma I, 49. 82. 90.* Das altrömische Bild des Jupiter war gleichfalls ein blosser Kieselstein, es war der *lapis silex*, oder *lapis capitolinus*, aufgestellt im Tempel des Jupiter Feretrius und daraus hervorgeholt, um Eidschwüre darauf abzulegen, Bündnisse zu schliessen (*per jovem lapidem jurare. Cicero, ad fam. VII, 12*), das Opferthier damit abzustecken, oder den Eidbrüchigen symbolisch damit todzuwerfen, Livius 1, 24, alles dieses aus dem Grunde, weil, wie Servius (zu Virgils Aen. 8, 641) ausdrücklich angiebt, die Alten den Kiesel für ein Bild des Jupiter gehalten hätten. Nach altdeutscher Rechtssitte wurden beim Blauen Stein Eide abgelegt: *Vota ad lapides in ruinosis et silvestris locis.* (Myth., Anh. XXXV.) Man beichtet nach Märchen und Localsage dem Blauen Stein, der Rolandssäule, dem Ofen der Zunftstube. Denn wie die Rolandssäule auf dem Markt und vor den Rathhäusern dem Stärkegott Donar, als dem Schirmer des Rechtes, geweiht war, so ihm als dem Ehe- und Herdgotte auch der Ofen. Der Grüne Stein musste beim Gottesurtheil des Kesselfangs aus dem siedenden Kessel mit nacktem Arme herausgeholt werden; so that Gudrun in der Edda (Simrocks Uebers. 240). Grimm, RA. 922. Die heidnische Weisung, keine Feuersteine und Schleifsteine zu werfen, damit sich dadurch der in Thôrrs Haupt steckende nicht schmerzhaft mitrühre, lautet heut zu Tage verallgemeinert: Ist der Wurf aus der Hand, so ist er des Teufels. Zugleich aber empfindet solch ein heidnischer Teufelsstein es ebenso schmerzhaft, wenn das Geläute christlicher Glocken bis zu ihm ertönt. Bei uns zu Lande gilt nur noch die Redensart: Der letzte Feldstein der Dorfgemarkung springe dreimal im Kreise

herum, wenn man dereinst das Mittagsgeläute bis zu ihm hinaus vernehmen werde. Diesen Satz erklärt sich Holtei in dem Roman „Die Eselsfresser“ 2, 254, dahin: Man habe sonst in Schlesien zu sagen gepflegt, in jenen Dörfern, wo das Glockengeläute der grossen Städte hörbar sei, wären die Einwohner keine rechten Landleute mehr, sondern halb verdorbene Städter. Allein auch diese Erklärung wird durch die weitem Formeln, die unser Leitsatz mit entwickelte, gänzlich widerlegt. Zu Stendal, Perleberg und Belgern stehen alte Steinfiguren an Thor und Marktplatz, die man Rolande nennt; davon heisst es: Wenn der steinerne Roland die Mittagsglocke läuten hört, so kehrt er sich auf seiner Brunnen-säule um. Ferner zu Bamberg: Wenn die steinernen Domkröten am Portale der Domkirche am Charfreitage läuten hören (bekanntlich schweigen zu dieser Frist dann die katholischen Kirchenglocken), so kriechen sie um den Dom herum. Zöpfl, Rechtsalterthümer 3, 164. 247. 270. 288. Wenn die sog. Thuumsteine, deren einer in der Nähe von Trüstedt, ein gleicher beim Dorfe Poppau in der preussischen Altmark liegt, den Hahn krähen hören, so drehen sie sich um. Kuhn, Märk. Sag. S. 15. 26. Der Teufelsstein im Glan-thale, Kant. Freiburg, beim Einflusse der Glan in die Sane, ist ein 6 Fuss hoher pyramidaler Granitstein mit schief durchschnittener Spitze. Seine regelmässigen Flächen deuten auf Behauung, zugleich ist der Eindruck einer menschlichen Fusssohle auf der Fläche zu sehen. Er ist ein Gespensterstein, ein Sammelplatz der Hexen. Letztere müssen ihn die drei Sonnwendnächte des Juli hindurch in Schaaren umtanzen, alsdann dreht sich der Stein zugleich um sich selbst. (Mittheil. von Hartmann aus Freiburg.) Der bei Blois (Loire und Cher) auf einem Hügel stehende Dolmen heisst Mitternachtsstein, weil er sich nach dem Volksglauben alljährlich in der Christnacht durch die Zauberkraft der Feen umdreht. Mone, Gesch. d. Heidenth. 2, 361. Die Aargauer Sagen geben dasselbe über die Erdmännchen an; diese wandern aus dem Gebirge fort, wenn sie dort vom Glockenschall, Hahnenschrei, Mühlengeklapper und Schmiedegepoche erreicht werden. Die Zwerge sind aber gleichzeitig mit den Riesen entstanden, sie wuchsen, sagt die Edda, im Fleische des Urriesen Ymir von selbst, wie Maden. Der Riese also rührt sich in dem Steine und sucht vor dem verhassten Glockenklang zu entspringen. Zum Ueberflusse drückt es die Schwed. Sage bei Afzelius 3, 192, ganz bestimmt aus: „Felsstücke, bei Kirchen liegend, nennt der Schwede Riesensteine. Die Eindrücke, die man an ihnen findet, sind die Hand- und Fingerspuren des Riesen, der einst den

Fels gegen den Kirchenbau schleuderte. Man behauptet, dass solch ein Stein sich jedesmal noch umwende, so oft das Glockengeläute sich vernehmen lässt.“ Der Ackerbau ist dem Riesen verhasst; theils also tanzt der Feldstein vor Freude, dass der Glockenklang das Riesengeschlecht zum Lande hinausgescheucht hat; theils auch krümmt sich der in den Feldstein verwandelte Riese vor Schreck und Schmerz, wenn er unentrinnbar in den Boden gebannt vom Glockenzeichen des Glaubens und der Cultur rings sich umtönt hört.

Hammerwurf, Stein- und Stabwurf sind Zeichen rechtlicher Uebergabe. Grimm, RA. 64. 162. 181. Der in unbetretenen Wildnissen zuerst sich niederlassende Heilige verschleudert, des Weges unkundig und in der Wahl des Ortes zweifelhaft, seinen Stab. Wo dieser niederfällt, bestimmt ein im Wurfe getroffener Fels die Stelle der neu zu gründenden Einsiedelei. Der hl. Ursicinus, † 620, ist der Stifter des Juraklosters St. Ursitz oder Ursanne und wird in der Umgebung des Bielersees noch als Patron verehrt. Er kam mit seinem Jünger Fromont in das Alsgau gewandert, *Alsgaudia*, nach dem kleinen in den Doubs laufenden Fluss *Alsa* so genannt, und bestieg den *Mont Repais*, um von hier aus das Delsberger Thal zu überschauen und ihren Weitermarsch zu berathen. Der *Mont Repais* ist ein säulenartiger Fels, auf dem man das roh skizirte Gesicht eines Mannes zu sehen glaubt, vermuthlich ein alter Opferstein, nachmals der Grenzstein der Probstei Ursanne. Ungewiss, wohin sich wenden, sollen sie ihre Stöcke weithin geschleudert haben. Der von Ursicinus fiel westwärts auf einen Felsen bei dem Doubs (Beridiai oder Beauregard), bohrte sich dorten in den Boden, Wurzeln treibend und als eine gewaltige Eiche sich erhebend, die nun trotz aller von frommen Pilgern ausgeschnittener Aeste und Aestchen in steter Verjüngungskraft fortrüht. Der von Fromont geschleuderte Stab flog gegen Norden in einen tiefen Wald, wo dann der Jünger seine Einsiedelei errichtete. Gelpke, Schweiz. Kirchengesch. 2, 167, nach Quiquerez: Ueber die Sagen des Bisth. Basel.

Steine reden, Steine schreien, denn Steine gelten als weis-sagende Orakel.

Was die ägyptischen Tempelpriester von der Memnonssäule den Pilgern erzählten, dass sie beim ersten Morgenstrahl der Sonne in einem lauten Tone erklinge, dies fand A. v. Humboldt auf seinen Reisen an den Felsenufern des Orinoko auf naturhistorischem Wege zum Theil bestätigt. Die in dem porösen Gestein gefangene, kalte Nachtluft entwich daraus beim ersten Anprall des Morgen-

sonnenstrahles mit einem die Luft durchklingenden Geräusche. Die erstarrten Theile gerathen durch die Temperaturverschiedenheit in Bewegung und dadurch in ein momentanes Ertönen. Ein anderes Reden der Steine ist ihr Echo, das in unserer Sage die Zwergensprache heisst. Die Schauer dieser Felsensprache in den Wüsten des Hochgebirges lassen sich aus folgender Thatsache nachfühlen. In den Schnee- und Gletscherwüsten zwischen Matterhorn und Monterosa führt ein wenig gekannter Gletscherpass nach Italien über den Arolagletscher hinüber. An den Eiswänden des dortigen Montgolon (Mont Colon schreibt Gottl. Studer) dient ein mehrere Sylben wiederholendes Echo dem kühnen Wanderer als Wahrzeichen, dass er in diesen tagereiseweiten Einöden hier in der gehörigen Richtung nach dem Val Palline hinüber vordringe. In solchen todesstarrenden Eisthälern lässt sich in Kürze mehr begreifen, als Eure Schulweisheit sich träumen lässt, Horatio! und mehr glauben, als ein rationeller Christ zum Hausbedarf nöthig hat, unter anderm auch jene tiefe Wahrheit vom Amen der Steine, die in folgender Legende von Kosegarten erzählt wird. Als der hl. Beda erblindet ist und gleichwohl seine mühseligen Bekehrungsreisen noch nicht aufgeben will, führt ihn der böse Bube, der ihm als Wegeleiter dienen muss, in die Wüste des Gebirges und meldet ihm, hier seien eben die Gläubigen zahlreich versammelt, um Gottes Wort zu vernehmen. Sogleich beginnt der eifrige Redner den Vortrag, und als der Strom seiner langen Begeisterung endigt, rufen die herz- und gehörlosen Steine der Oede ein bewegtes Schluss-Amen dazu. Mehrfach wird von der Gebirgssage dieses Wunder wiederholt. Bis in die Schlucht des Teufelsloches bei Berchtesgarden wurde die hl. Agnes vom Teufel verfolgt; als der Böse ihr sogar hier nachdrang, schloss sich hinter der Jungfrau der Fels schützend ab. Wenn nun jährlich einmal am Sonnenwendtage der Sonnenstrahl hinunter in diese Schlucht trifft, jauchzt und juheit drinnen die steinerne Agnes. Panzer, Baier. Sag. 1, no. 12. Bei elsässisch Ober-Achern singen sieben Fräulein in einem geschlossenen Stein ein Marienlied, denn jene ganze Kirche, in die hinein sie den verfolgenden Hunnen entsprangen, verwandelte sich hinter ihnen in einen geschlossenen Felsen. Nodnagel, Sagenb. no. 167. Eine Ballade von A. Kopisch über diesen Stein zu Achern verfasst, schliesst also:

Der Wand'rer, der vorüberzieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.

Mariastein ist ein Feldstein in dem Banne des Frickthaler Dorfes Wegenstetten, auf dem die Arbeiter zu ruhen pflegen. Noch vor

Mannesgedenken hat man in ihm die Maria zu regelmässigen Zeiten gar schön singen hören. Aarg. Sag. 1, no. 77.

Längst schon hat der Volkshumor sich dieses Glaubens zu seinen derben Spässen bemächtigt und neue Ortsbräuche daraus geschaffen. Der Güngglerstein ist ein Marchstein zu Hornussen, der am Fricker Berge Staats- und Gemeindewaldung trennt. Die Knaben sagen einem Neuling unter ihnen, er solle die Ohren an diesen Stein halten und horchen, wie es drinnen singe und läute. Er thut's und man stösst ihm den Kopf daran, dass ihm die Ohren sausen. Damit soll er dieses Günggeln und zugleich den Standort des Steines im Gedächtnisse behalten. Bei der Bannbeschreitung, die man zu Rheinfeldern alljährlich abhält, pflegt man die jüngsten Knaben auf die äusserste Grenze zu schicken zur Besichtigung der dorten stehenden Marken. Hier pflegt man sie bei demjenigen Steine, an dem dreierlei Gemarkungsgebiete zusammentreffen, emporzuheben und stösst sie so unsanft auf den Stein nieder, „dass sie dran gedenken“. Im Oesterreichischen heisst dies, einen lunzen. Vernaleken, Alpensag. 394. Im rheinpfälzischen Orte Weissenheim am Berg wird der in's Bürgerrecht Neuaufgenommene „zugestutzt“, eingestossen. Es stellt sich der Bürgermeister in Amtstracht sammt dem Gemeinderathe beim Rathhause auf „vor dem Stein“. Hier fassen je vier Männer den Neubürger an Händen und Füssen, der Bürgermeister packt ihn dann am Nacken und stösst ihn auf den Stein. Der dumpfere oder hellere Ton beim Aufstossen wird prophetisch gedeutet für die Gedeihenheit des jungen Mitbürgers. Den Beschluss macht ein Schmauss, zu dem der Neuingestutzte Wein, Käse, Brod und einen Hut voll Nüsse steuern muss. Alle Wittwen des Dorfes dürfen sich ihren Antheil von Wein und Käse holen. Riehl, die Pfälzer 325.

Die Folge des Schreiens und Singens der Steine ist ihr weiteres Vermögen der Weissagung und des Urtheilsprechens. Der Ire nannte den Steinhafen *car*, den Priester, ableitend von *car*, *cairneac*. Myth. 1203. Der dreieckige, rothgraue Orakelstein der Iren hiess *Laig-Fail* und lag in einem Haine auf dem Hügel Temhuir; er bestimmte die Königswahl dadurch, dass er einen Ton von sich gab, wenn ein ihm willkommener Wahlfürst sich auf ihn setzte. Er wurde später nach Schottland gesendet, um dorten die Eroberung des Landes zu befestigen, dann liess ihn Eduard I., nach der Unterwerfung Schottlands 1295, nach England führen und im Krönungsstuhl der englischen Könige anbringen. Jetzt befindet er sich in der Westmünsterabtei. Friedreich, Symbol. 129. Die upsalischen

Wahlkönige wurden auf den Stein gehoben, der auf der Wiese Mora zu diesem Zwecke lag. Ein solcher Stein des Wahlplatzes und der Gerichtsstätte hiess geschichtlich Landthing, zu Worms der schwarze Stein, zu Köln der blaue. Den zum Tode Verurtheilten wurde vom Henker der Rücken daran gebrochen. Grimm, RA. 236. 803. Einen etwas humoristischen Anstrich hatte jener Schandstein, den straffällige Weiber öffentlich schleppen mussten, obschon er schwer genug war, um mit seinem Gewichte auch Riesinnen zu ermüden. Der kleinste jener drei Lastersteine zu Schaffhausen, die bis zum J. 1836 vor dem dortigen Rathhause hiengen, mochte 60 Pfund wiegen, der grösste mehr als dreimal so viel. Im Thurn, Kant. Schaffhausen 102. Derjenige zu Winterthur wog zwar nur 25 Pfd., musste aber unter Trommelschlag und Begleitung des Büttels durch sämmtliche vier Kreuzgassen der Stadt gezogen werden. Troll, Gesch. v. Winterthur 4, 65. Die österreichischen Pantaidinge (bearbeitet von Osenbrüggen 1863, 56) verfallen die Schuldige, so oft sie auf diesem Gange rastet, in eine Busse von 72 Pfenn. Inzwischen legte der Richter drei Holzbecher in ein eimerhaltiges Fass Wein, und alle jungen Knaben des Friedkreises tranken es auf Kosten des Weibes leer. Dieser Strafstein trug nach der vielnamigen Zungensünde vielfache Namen. Er hiess Klapperstein. Schweizerisch ist Klappertäsch die Plaudertasche. So bezeichnete er das lästernde Grossmaul der Riesinnen, die im Norden unter dem beschimpfenden Namen *Munnridha* (Mundklapper) und *Munnharpa* (Mundklemme) erwähnt werden. Er hiess ferner Pochstein, von pochen, trutzen; Pagstein, von bagen und balgen, zanken; Bogstein, von nnd. Bogge, giftige Kröte, so z. B. in den Statuten von Schleiz von 1625, und demgemäss auch Krötenstein, weil man die Kröte gleichfalls einen geheimnissvollen Stein im Haupte tragen lässt; schliesslich Wagstein, von bewegen, wie auch die auf ihrer Spitze beweglich ruhenden Orakelsteine genannt wurden.

Ueber die Dreisteine als sagemumflochtene Grenzpunkte habe ich nachfolgende Einzelheiten gesammelt.

Der Dreifingerstein mit der Sage von einem in ihm verschlungenen landräuberischen Sennen steht an der Grenze zwischen den Ländern Zürich, Zug und Schwyz. Reithard, Sag. a. d. Schweiz 152. Der Dreirätschstein bildet die Grenzscheide zwischen den Orten Rütihof, Birmenstorf und Tätwyl im Bezirk Baden. Wenn die Thüringer, Fuldaer und Henneberger auf ihrem Grenzbezug gleichzeitig am steinernen Tische des Dreiherrensteines sich be-

gegneten, so assen sie auch zusammen aus Einer Schüssel. Ziegler, Der Rennstieg des Thuring. Waldes 1862. Die Burg Dreistein im Riesengebirge liegt an der Schlesischen Grenze, drei senkrecht stehende Felsecken im Innern der Ruine sollen den Eingang zu einer Schatzgrotte machen, die von einem rothkappigen Zwerg gehütet wird. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 172. Auf dem Dreissesselstein im Böhmerwalde, drei Stunden von Salnau entfernt, sassen in der Heidenzeit drei Könige und bestimmten von ihm aus die Grenzen der drei Lande Böhmen, Baiern und Oesterreich. Alsdann geboten sie, dass der Wald ringsum Einöde bleibe auf ewige Zeiten. Der vereinödete Wald ist also ein heiliger Hain gewesen und die drei dorten auf dem Berge in den Fels gehauenen Sessel waren der Sitz der drei Grenzgötter. Grohmann, ibid. 1, 260. Hinter der Burgruine Thierstein im Beinwyler Thal, Kant. Solothurn, liegt zwischen zwei Juraklippen eingekeilt ein kugelförmiger Felsblock. Er ist der Sage nach an Ketten angebunden, und wenn einst ein Feind in dies Hochthal hinaufzieht, wird der Stein sein Doppellager verlassen und gegen denselben zerschmetternd die Burghalde hinabrollen. Schweiz. Ritterburgen 3, 267.

An die Dreisteine reihen sich die Fünfsteine, wie der Daumenhandschuh und der Handschuh mit fünf Fingern als Grenzzeichen eingehauen waren. Der Daumen ist ein bekannter Berg im Algäu, der Fünffingerlistock ein Gletscherberg südlich von der Titlisgruppe gelegen. Daraus wird sich die Mythe von Thörres nächtlichem Abenteuer im Riesenlande erklären lassen. Als dieser nämlich nach Utgard (Aussengarten, Ausland) reist und hier zum ersten Male übernachtet, wird er durch ein Erdbeben aufgeschreckt und entflieht aus seiner Waldhütte in einen daneben stehenden kleinern Anbau. Beim anbrechenden Morgen sieht er aber, dass die ganze Hütte nichts anderes ist, als ein Handschuh des nebenan schlafenden Riesen und der kleinere Anbau der Däumling dieses Handschuhes. Der an der Grenze übernachtende Gott erkennt erwachend also, dass er an dem mit riesigen Malzeichen behauenen Grenzstein gelegen habe. Der Handschuh wurde beim Markenbegang vorgelesen. In *Sigehardi miracul. S. Maximini* (Pertz, Mon. VI. 232) heisst es darüber: *circumductor ibat et ciroteca, quam rustici wantum vocant, manu superducta demonstravit*. Diese Sitte also wird namengebend für Grenzfelser. Ein spitz zulaufender schwarzer Trappfelsen auf den Färöern heisst, nach den Fingern der Troldefrau, Trollkonefingeren. Weinhold, Die Riesen 32. Der Riese zu Sonnerup (in Thiele's Dän. Sag. 1, 33) füllt sich seinen

Handschuh mit Dünensand, um ihn auf dem Hof des Bauern auszuschütten, der ihn beleidigt hatte. Was durch die fünf Fingerlöcher herauslief, bildete die dortigen fünf Hügel. Myth. 504. Das Handzeichen auf den Grenzsteinen geht über in die Marke des dreieckigen Hammers, des Hahnenfusses und dreier Füße.

Die landschaftlichen Namen Krinkenstein, Genagelter Stein, Anägelten bezeichnen Feldsteine, auf denen als Malzeichen ein Ring oder ein Rad mit Speichen eingehauen ist. Im steinern Rad hiess jene Stelle am Herliberger Rain, wo Verena's schwimmender Mühlstein endlich im Zürichsee versank. Das dreispeichige Rad hatte schon dem classischen Alterthum als Grenzzeichen gegolten, man stellte es in Form dreier Füße dar, die im Laufe um einen gemeinsamen Mittelpunkt begriffen schienen, und nannte es demgemäss Triskelos. Die baierische Stadt Füssen mit dem berühmten Felsenpasse des Mangstrittes führt drei nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichtete schwarze Füße im Wappen; denn bei ihr trafen die alten Grenzen zusammen von Baiern, Schwaben und Tirol. Aus dem Triskelos entwickelte sich der heilige Dreifuss der griechischen und der germanischen Priesterinnen, sowie der Brauch unserer Dorffnungen, mittelst des dreibeinigen, dreistempeiligen Stuhles Güterbesitznahme rechtsgiltig vollziehen zu lassen. Nachweise in Grimms RA. 80, 5. Solcherlei Berg- und Ortsnamen wie Kaiserstuhl (Aargauer Städtlein, und Berg bei Heidelberg), Dreischübel und Trüschhübel (Alpe, die den Uebergang aus dem Thal der Emme in das Eritzthal, Kant. Bern, bildet. Stalder 1, 315.) bezeichnen also ursprüngliche Grenzen. Dieser Dreizahl entsprechend erscheint dann auf den Grenzsteinen als weiteres Zeichen die Mondsichel. Man hat sie im Sandstein des Schlossfelsens der alten Kaiserpfalz Bodmann am Bodensee eingehauen gefunden (Naturmythen 231). Statt der Mondsichel ist die Grassichel eingehauen; ehernerne Sichel wurden unter Dolmen hervorgegraben. In die drei Jungferne bei der böhmischen Stadt Gabel sind drei Graserinnen sammt ihren Sichel verwünscht; zu Kommotau ebenso sieben Jungfern. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 274. Ferner erscheint das dreieckig gespitzte Messer oder Sech auf Feldsteinen, mit der obligaten Lokalsage, hier habe der Bauer seinen Schlossjunker, der ihm die Ochsen vom Pfluge nehmen wollte, unter die Ackerfurche hinabgepflügt. Dieses Messer- und Sechzeichen ist die altnordische Schwertrune *Tyr*, zugleich der Name jenes Schwertgottes *Zio*, nach dem wir unsern oberdeutschen *Ziustic*, *Ziwestac*, benennen. Die Gestalt jener Rune gleicht einem Pfeile oder

einer Lanzette und wiederholt sich heute noch als das allgemeine Zunftszeichen der Messerschmiede auf den Messerklingen. Ebenso oft wiederholt sich als Markenzeichen das eingehauene Kleeblatt. Hierüber genügt ein Beispiel. Das Neuenburger Jurathal la Brévine mit einem gleichnamigen Dorfe ist an der französischen Grenze gelegen. Dorten im Walde ist ein 15 Fuss hoher Granitblock mit abgebrochener Spitze, hinter ihm ein anderer gegen 10 Fuss hoch, von unregelmässiger Gestalt; die beiden heissen Pierres à trefle (trifolium), weil an ihnen ein Kleeblatt ausgehauen und bis vor wenig Jahren noch zu sehen gewesen war. Der Zweck dieses Zeichens ist dorten vergessen; jedes Haus, erzählt man, habe ehemals ein Kleeblatt unter die Thürschwelle gelegt, jeder über Feld Gehende eines auf den Hut gesteckt, dem Weidevieh habe man es um den Hals gebunden, Alles gegen den Wärfwolf, der bei jenem Stein im Walde hauste. Dies Zeichen vertritt seiner Gestalt nach Thôrrs Hammerzeichen; in Form eines breitgezogenen dreiblättrigen Kleeblattes bekreidet man unter einem vorgeschriebenen Segensspruch auf der Insel Wangeroge alles Melk- und Buttergeschirr gegen die Hexen. Friesisches Archiv 1854 II, 13. 14. Die Dreihähren, gleichfalls ein häufiges Malzeichen, haben zu Marienlegenden mehrfachen Anlass gegeben. Vgl. Panzer, Baier. Sag. 2, pg. 379 und Stöber, Elsäss. Sag. pg. 95. Schliesslich ist noch vom Einhaupt und Dreihaupt zu reden. Da hierüber mein Aufsatz: Die drei Hunenköpfe, in der Argovia 1860 pg. 113 Erklärung und Abbildungen bereits gegeben hat, so ist hier nur noch das inzwischen über diesen Gegenstand Neuaufgesammelte nachzutragen.

Die Pfarrkirche zu Weggis am Fusse des Rigi ist so alt, dass sie in den (gefälschten) Urkunden des Churwaldner Benedictinerstiftes Pfäfers als Besitzthum schon im J. 998, dann aber in einer Bestätigungsbulle von Pabst Pascal II. anno 1116 genannt wird: *ecclesia St. Mariae cum villa Gautegisia (alias Quatigiso)*. Tschudi schreibt noch Wätgis. Auf dem Siegel der Kirchgenossen vom J. 1378 liest man Wetgis. Die Kirche gieng 1431 an die Kirchgenossen über, wurde 1473 umgebaut, der Thurm in seinem älteren Theile verblieb und zeigt hier an den beiden Nordecken auf zwei besondern Quadern drei Menschenhäupter eingemeisselt. Eine Kaplaneihandschrift bezeichnet diese Häupter als die Portraits des Baumeisters und seiner Frau, übergeht aber dabei das dritte Gesicht, weil es, auf seinem vorspringenden Mauerstein vom Wetter ausgewaschen, heute nicht mehr kenntlich ist. Geschichtsfreund XI, 134. Hier hätten wir also jene drei dem Feinde entgegen-

blickenden Hunnen- oder Riesenhäupter wieder, die man ehemals als Scheuchbilder auf Kirchen, Brücken und Stadthürme zu setzen pflegte. Ein gleiches steinernes Vollhaupt ist in diesem Jahre erst zu Villmergen im Freiamte beim Abbruche der dortigen alten Dorfkirche zum Vorschein gekommen und unserer historischen Vereinssammlung einverleibt worden. Gervasius von Tilbury stimmt mit unserer bisherigen Erklärung dieser Alterthümer hübsch überein. Er erzählt aus eigenem Augenscheine: Der Dichter Virgilius habe die Stadt Neapel durch Zaubertore gegen feindliche Angriffe geschützt; er habe nämlich zwei Köpfe von parischem Marmor, einen mit lachendem Munde, den andern mit zürnendem Blick als Bilder des Glücks und des Unglücks für die Einschreitenden daran befestigt. Massmann, Kaiserchron. 3, 443. Erblasst die Erinnerung an Sage und Vorzeit, so überträgt man solch ein alterndes Denkmal auf diejenigen Vorgänge, die im Bauerngedenken haften bleiben; das ist der Schweden-, der Türken- und der Franzosenkrieg. So liegt im Schwedenhof bei Wildenstein in Württemberg unter dem Dache ein Kopf aufbewahrt, wie es (bei Birlinger, Schwäb. Sag. no. 257) heisst, „zum ewigen Andenken an den letzten Schwedensoldaten, den man hier todtschlug“. Unter dem Dachgesimse des gräflichen Saurauischen Hauses zu Graz ist ein hölzerner Türkenskapf angebracht. Nach fünfzehn verschiedenen Einfällen der Türken in die Steiermark hat hier in diesem Hause der letzte Türke gewohnt, bis ihm eine Kanonenkugel den Braten aus der Schüssel schoss. Es ist das Haus zum Tatermann. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark 1862, Heft 11, 247. Der Name Tatermann (Feldscheuche, Kobold) hat sich mit dem Volksnamen Tartar fälschlich verbunden, d. h. eine religiöse Mythe hat in ihrem Erblasen sich nach dem Stützpunkt eines geschichtlichen Namens umgesehen.

Die Bildberge.

Das Alterthum dachte sich die Erde sammt ihren Gebirgen als den Leib eines aus den Schöpfungsstürmen in Ruhe gebrachten Riesen. Ehe er zum ewigen Schlafe erstarrt, oder in diesem Schlafe selbst noch erzeugt er wundersam die ihn überlebenden Söhne und Töchter. Dem schlummernden Ymir wächst unter dem Arme Mann und Weib, sein einer Fuss erzeugt mit dem andern einen Sohn. So erzählt die Edda, so auch noch unser Hochgebirg mit seinen redenden Namen. *Le Géant*, der Gigante, heisst einer der Gipfel in der Montblanckette, und wo er sich zur Ruhe hingelegt hat, trägt die Gegend den Namen seines Grabes: *La tombe*

du bon homme, de la bonne femme. Myth. 493. Dieser Gute Mann eben ist jener Alte vom Berge, der so vielen unserer hervorragenden Gebirgsstöcke den Namen gegeben hat. Nach ihm trägt das Matterhorn seinen Walliser Localnamen Mann (Escher, Die Schweiz 1851, 386); nach ihm ist der an der Toggenburger Grenze liegende Altmann zubenannt, in welchem die Appenzeller Aelpler einen Greis mit grauen Haaren erblicken (Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 3, 62); ebenso nach ihm im Berchtesgadner Lande der mit sieben Häuptionern und mit ebenso viel Kindern zu Stein verfluchte König Wazmann (Schöppner, Baier. Sagb. 1, 64.) Dieser nachdrucksam wiederkehrende Bergname Mann führt auf die ältesten Spuren deutscher Sprache und Mythe zurück, auf jenen erdgeborenen Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus, welche der Germane als die Gründer des Menschengeschlechtes anbetete und in Liedern feierte. (*Celebrant carminibus antiquis Tuisconem deum terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque.* Tacitus Germ. 2.) Die Stammsage des Germanen fasst sich als eine autochthonische, seine Gottheit ist eine erdentsprungene, und von diesem menschen-schaffenden Mann giebt er sich selbst den adjectivischen Beinamen Mensch, ahd. *mannisko*, später *mennisko*, contrah. *Mensche*. Die Namens- und Mythengleichheit zwischen diesem deutschen Mannus, dem griechischen Minos und dem indischen Manu hat Kuhn, Ztschr. f. Sprachforsch. 4, 91, dargethan. Sehr nahe liegend ist die Frage, ob nicht auch der keltische Name *Menhir* und *Minhir* mit zu dieser Wurzel der Ursprache gehöre; er bezeichnet bekanntlich jene senkrechten Felsstücke, welche auf einem ihrer Enden künstlich aufgerichtet stehen und bei uns Wagsteine heissen. Wenigstens gemahnt dies keltische *Menhir* an jenen vom Dichter Frauenlob genannten *Mennor*, „dem ersten unserer Ahnen, welchem Gott die deutsche Sprache eingegeben habe,“ mithin in gleicher Folge auch an den aus dem chthonischen Gottvater geborenen, das Menschengeschlecht aus der Erde aufbauenden und nach sich selbst benennenden Mannus. Im nordischen Mythos vermählt sich die grosse Erdmutter Jördh, eine Tochter der Nacht, mit Odhinn und wird von ihm die Mutter Thôrrs. Sie heisst als Gebirgsgöttin Fiörgyn, darnach ihr wettergeborener Gebirgssohn Thôrr Fiörgynjar Burr, und den Namen der Beiden trägt die Virgunt, ein Waldgebirge zwischen Dinkelsbühl und Elwangen. Myth. 157. Neben dem Namen des Gottes kann also derjenige der Göttermutter und ihrer riesigen Töchter dem Hochgebirge nicht mangeln. Unter den sieben Gipfeln der Blümlisalpe ist die Weisse Frau die mittlere und höchste

Spitze, 11,000 Fuss hoch; die Wilde Frau 10,042. Die den Gemmipass beherrschende Alt-Els entspricht jener in der deutschen Heldensage genannten Rauhen Els; im Jungbrunnen badend entwandelt sich diese zur Frau Sigeminne, wird Wolfdietrichs Frau, bis sie ihm schliesslich vom Riesen Trasian entführt, d. h. in ihre unzugängliche Gletschereinsamkeit wieder zurückgenommen wird. Schon daraus geht hervor, dass die Weiber und Töchter der Bergriesen keineswegs immer von grausiger Erscheinung sein mussten; und so ist uns denn das Abbild höchster und überwältigender Körperreize dargestellt in der Erscheinung des unter dem Namen der Jungfrau bekannten Gebirges. Die Edda dichtet bereits von dem Zauber, mit dem die Bergriesinnen jedes Herz ergreifen. Seitdem der Schönheitgott Freyr; erzählt sie, die Gerd erblickt hatte, des Bergriesen Gyne Tochter, sprach er kein Wort mehr und weigerte sich aller Nahrung. Dies war damals geschehen, als Gerd, der Thüre ihres Hauses zuschreitend, die Hände unter dem Gewande hervorhob, um den Pfortenring zu ergreifen, und plötzlich von ihren blanken Armen Luft und Wasser, Himmel und Erde widerstrahlten. Das zunächst Unaussprechliche der feierlichen Firnenpracht der Gebirgswelt ist hier durch die dichterische Phantasie des eddischen Mythos zu einem innern Erlebnisse veranschaulicht, glücklicher als das Vermögen aller nachmaligen Künstler und Dichter es vermocht hat. Wir rufen die Erinnerung aller unserer Leser auf, welche gesehen haben, wie die Alpenpyramide der Jungfrau in die Länder niederstrahlt. Ihr Fuss badet im milchweissen Gletschermeer, durchsichtiges Schleiergewölke umgiebt sie bis zum Gürtel, lebendig wogend heben sich die Gliedmasse daraus hervor, Schulter und Brust sind von zarter Röthe überflogen, das leuchtende, stets wolkenlose Haupt ist geschmückt mit firnblanken Silbernadeln und kristallinen Diademen. Denn Aiguilles (Nadeln) und Cima (Kamm) nennt man jene dünnen ausgewaschenen Felsenspitzen, die aus dem obersten Firnenschnee noch allein aufstarren; gleichwie man die im afrikanischen Wüstensande isolirt stehende Säule gleichfalls Nadel der Cleopatra genannt hat.

Die weitere Ausführung dessen, was das Oberland über namhafte Riesenfrauen erzählt, sei uns hier erlassen; theils weil diese Sagen allbekannt, theils weil sie schon bis auf den Eigennamen ausgestorben sind. So hausen dorten die drei Schwestern: Das Gauliwibli sammt ihrem Hündchen auf dem Gauligletscher, das Engstwibli auf der Engstlenalp, das Gaismaidli von Hasliberg. Letztere treibt noch Kiltgängerei mit den Sennen im Hasli. Eben dorten

lebt als Ahnfrau aller Zwerge die gute Frau Ute. Am Unteraargletscher haust das Walliserwibli. Jährlich am Jörgistage, dem Festtage der Sennen, treten diese in den Walliser, Berner und Glarner Alpen gleichmässig gekanntes Riesinnen aus dem Firnschnee hervor und rufen es in's Thal aus, dass sie mit Frau und Magd, mit Liebhaber und Geliebten, mit Hund und Heerde hier ihr glückliches Aelplerleben fortsetzen. Die Beschreibung dieses in der Gletscherwelt andauernden Lebens der Seligen ist zu lesen: Naturmythen, pg. 221: Das verlorne Thal.

So sind denn stets und aller Orten Berge von stark hervortretender Gestalt nach der Configuration ihrer Scheitel und Kämme als Bildberge aufgefasst und zubenannt worden. Ein Küstentheil am griechischen Mittelmeere hiess im classischen Alterthum *Θεου προσωπον*, der Phönizier nannte einen Berg in Peräa *Pniel*, Beides heisst Gottes Angesicht (Friedreich, Symbol. 107). Das Berner Oberland hat seinen Mönch, in steinerne Ruhe versunken; eine Felsenmaria mit dem Kind im Arme; einen am Bergsaum dahinschreitenden Riesen in so frappanter Bewegung, dass die Sage ihn in's Thal heruntersteigen lässt; einen Prometheus, ausgestreckt liegend, an Armen und Beinen angeheftet (Kohl, Alpenreisen 3, 337); ein zum Sprung sich aufstellendes Ross (Bourrit, Beschreib. der Pennin. und Rhät. Alpen 512); einen Felsenvorsprung am Roselauigletscher, seiner Gestalt wegen der Gletscherwächter genannt (Escher, Die Schweiz 1851, 178). In der Kleinen Windgellen, Kant. Uri, ist ein Berg unter dem Namen des Wilden Mannes bekannt; es ist ein Kolossalhaupt auf einem viereckigen Sockel, das auf der Kante einer Felsenmauer steht und die Höhe einer Tanne erreicht. Das Haupt stolz emporgeworfen, die Brust vortretend, von windgepeitschtem Gewölke umflogen, in einer ringsum wilderregten Natur, sieht dieser Wilde mit fester Miene von seinem erhabenen Throne herausfordernd in die weite Welt hinaus. Von ihm erzählt der Aelpler dasselbe, was man vom versteinerten König Wazmann weiss: Er habe als Wilder Jäger an einem Feiertage ein Grathier bis in diese Höhen hinauf verfolgt und sei im Augenblicke des Schusses versteinert. Hoffmann, Berg- und Gletscherfahrten, Zürich 1859, 26. Ein Hinblick auf unsere Gegenwart liegt ohnedies ausserhalb des Gesichtskreises dieser Arbeit; sonst müsste man auch diejenigen Felsenprofile und Berghäupter mit aufzählen, an die wir unsere neuesten Geschichtserinnerungen anknüpfen. Sowohl aus dem Profil der Stockhornkette, als aus der Zackenreihe der Pilatuskämme setzt sich die Phantasie der Reisenden die Phy-

siognomie Ludwigs XVI. von Frankreich zusammen. Südlich hinter Seelisberg und dem Rütli sieht man in der nischenartigen Vertiefung der Felswände ein Mannshaupt, wie von Menschenhand eingehauen, man nennt dies Gebilde den Napoleonskopf. Zürch. Neu-jahrsbl. d. Musikgesellsch. 1819, 6. Welch eine Reihe von Zeiten muss an diesen Bildbergen vorbeigegangen sein, bis sie ihre Riesen- und Götternamen umgetauscht hatten gegen römisch-christliche, zuletzt sogar gegen Fürstennamen unserer letzten Tage; wie oftmals müssen Germanen- und Römerzüge über die Alpen hin und zurück gefluthet sein, bis auch die Alpenpässe ihre Eigennamen gegen die von christlichen Heiligen bleibend ausgetauscht hatten. Der Grosse Bernhardsberg, der älteste der begangenen Schweizerpässe aus dem Wallis nach Aosta, führt in den romanischen und deutschen Schwestersprachen des Mittelalters bereits seinen zweiten Namen *Mons Jovis*, *Monte Joh*, *Job*, französisch *Mont Joux*. Sein älterer erster Name *Mons Penninus* weist auf Pen: Spitzsäule zurück, Nadel und Spindel als Symbole des auf der Gebirgsspitze waltenden Sonnenstrahles gedacht. Erst der hl. Bernhard, ein savoyischer Adeliger vom Schlosse Menthon bei Annecy, geboren 923, legte als Archidiaconus in Aosta den Grund zu den beiden Hospitien, auf dem Grossen und dem Kleinen Bernhard. Letzterer hiess *Columna Jovis*, auch *Oculus Jovis*, so genannt wegen des leuchtenden Steines, der in der dortigen Statue angebracht war. Die Legende macht einen Karfunkel daraus, mit dessen Glanz der Teufel alle vorüberziehenden Wanderer verblendete. Im Abschnitt von den Grenzsteinen ist jedoch bereits die alte Sitte gezeigt, wonach man den ältesten Statuen solcherlei Kiesel in's Haupt einfügte, unter denen Jupiters Gottheit ursprünglich verehrt gewesen war. Der hl. Nikolaus erscheint dem St. Bernhard und fordert ihn auf, dieses Götzenbild mit Ketten zu umspannen und niederzureissen: Lass uns die Berghöhe ersteigen, die Teufel in die Bergschlünde verjagen, die von ihnen umschwärmte Jupitersstatue und Karfunkelsäule zerschmettern und dorten ein Hospiz zum Segen der Menschen errichten! Bernhard that's, erbaute beide Chorherrenstifte und widmete sie dem hl. Nikolaus. Als Leo IX. 1049 den Grossen Bernhard überstieg, fand er hier nach ausdrücklicher Angabe des Hermannus Contractus die begründete Gemeinschaft der Chorherren vor. Gelpke, Kirchengesch. d. Schweiz 2, 137.

Tschudi in seiner Gallia comata 351 hat diese Namensumwandlung der Gebirgspässe nicht bloss der Aufmerksamkeit werth gehalten, sondern sie als den letzten Bruch mit dem Heidenthum her-

vorgehoben: Die Christen haben auf dem Berg *Summarum Alpium* den Sant Gothardum, den hl. Bischof alda, zu verehren vorgenommen, Sant Bernharten auf dem Pönino, Sant Barnabas auf dem Lucmanier, Sant Bernharden auf dem Adula, Sant Braulium auf dem Wormserjoch. So hat man die Abgötter abgethan und an deren Statt die Alpfürsten denen christlichen Heiligen dediciret. — Dieses Urtheil Tschudi's wiederholt sich der heutige Bewohner des Gebirges aus ungelehrtem, praktischem Vorstellungsvermögen, wie er es im täglichen Kampfe mit seiner kargen Natur sich erwirbt. „Thal und Berg, sagt man im Fichtelgebirge (Schönwerth, Sag. 2, 263), machten die Riesen, als sie auf der neugeschaffenen weichen Erde umhergingen, denn Riesen sollen vor der Kreuzigung Christi in der ganzen Welt geherrscht haben.“

